

Zeitschrift für die Fächer Latein und  
Griechisch an Schulen und Universitäten

# FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2014

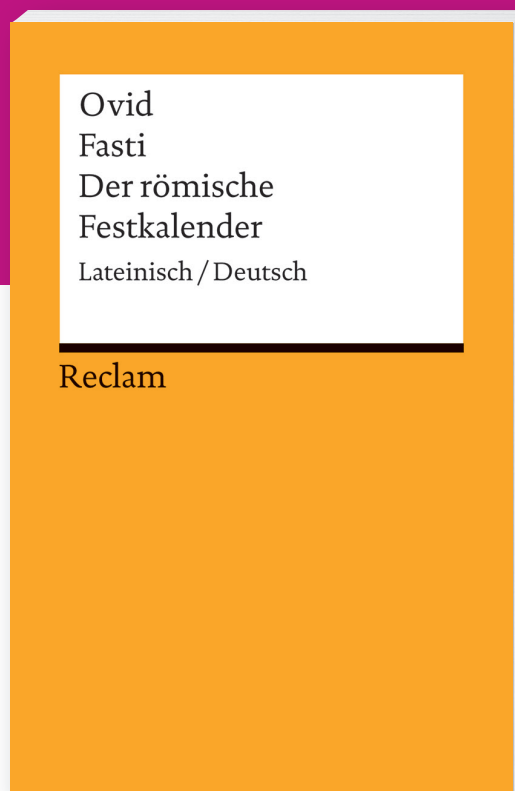
	<b>Editorial</b>	195
Friedrich Maier	Brücken nach Europa – Ovids unvergleichliche Wirkungsmacht	280
Thorsten Sindermann	Platons „Höhlengleichnis“ – Mehrdeutbarkeit als Lebenskunst	297
Klaus Langenfeld	Lagersturm? Partisanenüberfälle? Vernichtungsschlacht? Gelände und Verlauf der Varusschlacht	307
Manfred Glock	Spiegelbild und Ebenbild. Zu Ovid Met. 3,339-510	317
Andreas Fritsch	<i>Humanitas renascens</i> – Eine internationale Lateintagung in Rom	320
	<b>Personalia</b>	325
	<b>Zeitschriftenschau</b>	326
	<b>Besprechungen</b>	333
	<b>Varia</b>	351
	<b>Adressen der Landesverbände</b>	358

Deutscher Altphilologenverband

# Neue zweisprachige Ausgaben in der Universal-Bibliothek

Lat./Dt. · Neuübersetzung  
Ausgew., übers. und hrsg.: G. Binder  
320 S. · € 9,80 · ISBN 978-3-15-019272-6

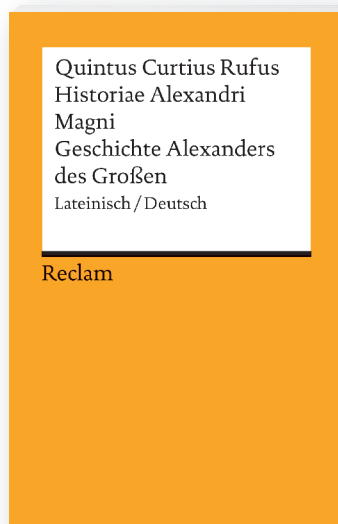
Monat für Monat erklärt Ovid Ursprung und  
religiösen Hintergrund von Festen und Feiertagen.  
Ein wahrer Schatz für das Wissen um  
Mythen, Sagen, Stern- und Wetterzeichen  
sowie Daten der römischen Geschichte.



U2: Anzeige Reclam 40



Lat./Dt. · Übers. und Anm.:  
M. Deißmann · Nachw.: J. Fündling  
421 S. · € 11,80  
ISBN 978-3-15-018567-4



Lat./Dt. · Neuübersetzung  
Hrsg., übers. mit Anm. und Nachw.:  
F. Olef-Krafft und P. Krafft · 880 S. · € 24,00  
ISBN 978-3-15-019813-1

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen  
Bezugsbedingungen für Lehrer.  
Tel.: 07156-163155 | E-Mail: [lehrerservice@reclam.de](mailto:lehrerservice@reclam.de)

# Reclam

## Editorial

Mit dem Abdruck des OVID-Vortrags von Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER schließen wir die Berichte vom Innsbrucker DAV-Kongress ab. Wir danken dem Ehrenvorsitzenden unseres Verbandes für die Möglichkeit, auch diesen Text hier veröffentlichen zu dürfen, der natürlich – *viva voce* im großen Saal der Universität und mit (per Powerpoint an die Wand projizierten) großen farbigen Bildern vorgetragen – weit wirkungsvoller war als ein gedruckter Text mit Schwarzweißbildern. Unsere Berliner Kollegin BIRGIT DREXLER-FIEBELKORN hat in FC 3/2014, S. 127f., bereits ihren Eindruck vermittelt und den Vortrag „zu den Höhepunk-

ten einer ereignisreichen und zukunftsweisenden Woche“ gezählt. (Zu Ovid vgl. auch den Beitrag von M. GLOCK und die Besprechung von K. WESTPHALEN zum Ovid-Roman von H. SCHIEßL im vorliegenden Heft.) – Dieses Heft wird kurz vor den Weihnachtsferien erscheinen, und so gilt an dieser Stelle zunächst allen Autorinnen und Autoren dieses Jahrgangs erneut unser herzlicher Dank für ihre ehrenamtliche Arbeit und allen Leserinnen und Lesern des FORUM CLASSICUM unser Wunsch für eine „fröhliche, ... gnadenbringende Weihnachtszeit“ und ein gutes Neues Jahr 2015.

ANDREAS FRITSCH

---

### Impressum

ISSN 1432-7511

57. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>  
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: [Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de](mailto:Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de)

**Schriftleitung:** Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: [classics@zedat.fu-berlin.de](mailto:classics@zedat.fu-berlin.de)

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:  
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, [litterae26@aol.com](mailto:litterae26@aol.com)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:  
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, [monikaunddietmar@gmx.de](mailto:monikaunddietmar@gmx.de)
4. Zeitschriftenschau:  
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, [felix.mundt@staff.hu-berlin.de](mailto:felix.mundt@staff.hu-berlin.de)  
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, [granobs@aol.com](mailto:granobs@aol.com),  
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

**C. C. Buchner Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: [mail@ruediger-hobohm.de](mailto:mail@ruediger-hobohm.de)

**Anzeigenverwaltung:** Franziska Eickhoff, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, E-Mail: [franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de](mailto:franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de)

**Herstellung:** BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: [info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de)

## Brücken nach Europa – Ovids unvergleichliche Wirkungsmacht

„Die Lykischen Bauern“ – „Philemon und Baukis“ – „Orpheus und Eurydike“

(Vortrag auf dem DAV-Kongress Innsbruck 2014)



OVID ist allgegenwärtig. Auch in München. Etwa auf dem gewaltigen Deckenfresco im Festsaal von Schloss Nymphenburg. Unter den Wolken des olympischen Himmels in Weißblau dehnt sich weit ein pittoreskes Panorama aus, das von einem ins Auge stechenden Kontrast geprägt ist. Auf der einen Seite das eher kärgliche, ausgedörrte, in der Sonne leuchtende Land, auf der anderen eine vom Grün beherrschte, schattige Zone. Zwei Personengruppen stehen sich darin gegenüber, links auf dem felsigen Boden eine Frau mit ihren zwei Kindern, rechts in einem Tümpel kauern bei der Arbeit Männer, von denen einige eigenartig verformt sind.

Der Kenner erkennt sofort Ovids Episode von den „Lykischen Bauern“ (*Met.* VI 339-381), nur dass der römische Dichter den Kontrast mit viel schärferen Konturen gezeichnet hat. Die

Göttin Latona ist mit ihren Kindern Apollo und Artemis, von Juno verbannt, durch das von der Sonne ausgedörrte Land nach Lykien gekommen: drückende Hitze, Erschöpfung wegen des langen Marsches, ausgetrocknet vom Durst ob des glühend heißen Gestirns, leer gesogen in den Brüsten von den Mäulern der gierigen Kinder. Da trifft die Frau in ihrer Not auf einen in der Senke liegenden Teich, mit wenig Wasser, aber doch Zeichen von lebenskräftiger Natur, mit Weiden und Binsen und schattenspendender Kühle. Ovid zieht schon hier die Register seiner Sprachkunst.

Dem von einem schrillen *-i-* bestimmten Sachfeld der Hitze (*sidereo siccata sitim conlegit ab aestu – ebiberant avidi lactantia nati*) steht das Sachfeld von grünender Natur mit dem vorherrschenden kühlen *-u-* gegenüber (*fruticosa vimina, cum iuncis gratamque puludibus ulvam*). Durch

die Mittel der Alliteration, des Hyperbatons und des Enjambements ist das schroffe Gegeneinander der Lebenssphären auch formal hörbar betont. In diesem Teich sind Bauern am Werk.

Die Not wäre an der Oase für die Göttin und ihre Kinder zu Ende, wenn es da nicht Menschen gäbe, Landarbeiter, Bauern, die nicht zulassen, was das Naturgesetz gebietet, nämlich Verdürstende trinken zu lassen. Die Männer erteilen der auf die Knie gesunkenen Frau ein Verbot; sie wissen nicht, dass sie eine Göttin vor sich haben. Der Ton ihrer Anrede muss von schneidender Härte sein. In drei Wörter gefasst: „Der Bauernhaufe verwehrt’s.“ (*rustica turba vetant*). Das Sich-Hinknien mit erhobenen Händen hat man als eine Urgeste des Menschen bezeichnet, der sich vorbehaltlos dem Wohlwollen des anderen überlässt. Die Frau setzt trotz des Widerstands der Männer ihr Flehen fort, sie tut dies in der Form einer argumentierenden Rede. Wasser sei doch der gemeinsame Besitz aller Menschen wie Sonne und Luft. „Ich bin zu einer Gabe gekommen, die der Allgemeinheit zusteht“ (... *ad publica munera veni*). Niemand kann einem deshalb diese Gabe verwehren. Trotzdem bittet sie inständig darum, da sie ja nur ihre Lebensnot beseitigen will. „Mit dem Wasser werdet ihr mir das Leben gegeben haben.“ Sie verweist auf ihre kleinen Kindern, die die Landarbeiter zu Mitleid bewegen (*movere*) sollen und die zufällig gerade die Arme ausstrecken. Die Göttin hält – was nicht ohne einen leicht humorvollen Effekt ist – fast ein juristisches Plädoyer, das durch die Gesten der Säuglinge unterstützt wird.

Vernunftgründe und Rührungsabsicht verfehlen jedoch die Wirkung. Die Bauern beharren auf ihrem Verbot und fügen Drohungen hinzu, falls sie nicht verschwinde, und obendrein Schimpfworte. Auf die begründende Gegenrede folgen Gezänk, Schmähung, ein gehässiger Befehl, etwa: „Nichts da! Haut ab! Weg von hier! Verschwindet!“ *minae* und *convicia* sind der Refrain auf Argumente und Flehen. Diese Landarbeiter reagieren nur als Haufen, als Masse, nicht als Einzelwesen: Die *constructio ad sensum: turba vetant* belegt zweifelsfrei diese Aussageabsicht des Dichters. Die Männer sind unfähig zum Gespräch, dazu, sich anderen mitzuteilen. Diese

Unfähigkeit zur Kommunikation ist das hervorstechende Symptom ihres Wesens, das von Mitleidlosigkeit, von Mangel an Einfühlungsgabe, geradezu von Gehässigkeit geprägt ist, so dass ihr anschließendes Tun nur die letzte Konsequenz der Manifestation ihres Charakters ist. Sie sind gefühllose Tölpel. Roh, brutal, unmenschlich wühlen sie vom untersten Grund den Schlamm auf, machen das Wasser ungenießbar, geben so die Verdürstenden dem Tod preis. Sie verschmutzen das Wasser mit böswilligem Hin- und Herspringen wie Tiere: *salto maligno*: eine gekonnte Enallage. In ihrem Tun und Verhalten tritt der innerste Kern ihres Wesens zutage: ihre *malignitas*, die Knausrigkeit, Bösartigkeit, Böswilligkeit. Auf die kaum mehr zu steigernde Äußerung ihrer Wesensart folgt abrupt die Epiphanie der Göttin. Latona zeigt sich in ihrer überirdischen Macht. Sie verdrängt den Durst aus Zorn, verliert keine weiteren Worte mehr, die unter der Würde einer Göttin lägen, sondern mit erhobenen Händen spricht sie die Verfluchungsformel, welche die „Metamorphose“ einleitet: „Ihr sollt auf ewig in diesem Tümpel leben!“ (*Aeternum stagno ... vivatis in isto!*) Der Wunsch, richtiger der Fluch der Göttin erfüllt sich. Die Verwandlung setzt sich aus der unmittelbaren Situation in Gang. Gerade diese Phase der Episode hat zur Rezeption angeregt, europaweit, über Grenzen und Zeiten hinweg, dazu, das, was von da an in diesem Drama abläuft, zu gestalten, zu reproduzieren, zu inszenieren. Wie etwa im Deckenfresko des Schloss-Saales in Nymphenburg:

Die im Teich herumtrampelnden Bauern bekommen Lust an ihrer Sprungaktion; sie setzen ihr begonnenes Tun unaufhörlich fort. Sie behalten auch jetzt das hervorstechende Symptom ihres Wesens, ihr Bosheit, ihre Schimpf- und Schmähsucht bei (*maledicere* und das zum zweiten Male gesetzte *convicia* sind die dafür bezeichnenden Wörter). „Doch auch jetzt noch zerreißen sie ihre Schandmäuler mit Geschimpfe und, wiewohl unter Wasser, unter Wasser setzen sie unverschämt ihr schmähendes Quengeln noch fort.“

Im lateinischen Text ist das so glanzvoll lautmalerisch ausgedrückt, dass daraus der wohl berühmteste Vers der römischen Antike entstanden ist:



*Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant.* (VI 374)

Das lautmalerische Einholen des Froschquakens in geformte Sprache – viel besser etwa als ARISTOPHANES' inhaltsleeres Froschgetöse „Brekekekex koax koax ...“ – zeugt von Ovids überall greifbarer Fähigkeit zur subtilen Beobachtung der Natur. Bereits hier ahnen ja die Leser/Hörer, auf welches Tier die Verwandlung gewiss hinausläuft. Die sich verwandelnden Wesen tun dies, nachdem sie den letzten Rest ihrer Zurückhaltung, ihrer Scham, Achtung und Ehrfurcht aufgegeben haben (*pulso pudore*). Dieses Defizit an Schamgefühl, an *pudor* ist offensichtlich das Korrelat der bereits erkannten Knausrigkeit und Bosheit, der *malignitas*. Aus diesen Fehlhaltungen resultiert die extreme Sprachlosigkeit, die sich in brutalen, unmenschlichen Aktivismus umsetzt. „Die Entsprachlichung des Menschen ist die Entmenschung des Menschen.“ Wie man heutzutage festgestellt hat (BRUNO LIEBRUCKS, 1974).

Solche „Entmenschung“ vollzieht sich hier in der mythischen Metapher der Gestaltveränderung in Tiere. Die sprachlosen Tölpel gehören in den sumpfigen Tümpel. Die „Metamorphose“ hat

bislang die Bauern nur in den Akten des Schreien und Hüpfens erfasst, auf die ihr Dasein reduziert erscheint. Nun erfasst sie diese auch körperlich. Die körperliche Umwandlung geschieht in Richtung auf bestimmte, in der Phantasie des Lesers/Hörers aber schon präsente Tiere, denen sie in Aktion und Artikulation ähneln. An welcher Stelle des Körpers setzt sie ein? Gerade dort, wo von Anfang an sich ihr Wesenskern zu erkennen gibt, am Stimmorgan:

„Auch die Stimme ist schon rau. Der Hals bläht sich auf und schwillt an und eben ihre Schmähungen reißen das Maul auseinander.“ Es drängt sich die Erkenntnis auf, dass das von Anfang an vorherrschende Symptom, die Sprachlosigkeit, das *Movens*, das treibende Element, der Metamorphose ist.

Diese setzt sich vom Maul aus fort über den ganzen Kopf zum Rücken, der sich ohne Übergang, weil der Hals verschwindet, anschließt und grün wird, und die dann den weiß werdenden Bauch erfasst, schließlich den Körper total vertiert, so dass die umgestalteten Wesen am Ende im Wasser springen als Frösche. Was man am Anfang der Metamorphose ahnen soll und durch

die schrittweise Verwandlung immer stärkere bildhafte Prägnanz gewinnt, wird mit dem letzten Wort auf den Begriff gebracht. Das bis zum Schluss zurückgehaltene, geradezu hinausgezögerte, aber dem Leser längst visuell und akustisch vor den Sinnen stehende Wort „Frösche“ (*ranae*) schließt punktartig – wieder eine geniale sprachliche Leistung Ovids – die Metamorphose als Prozess und Geschichte ab: ... *limosoque novae saliunt in gurgite ranae* (VI 381).

Als Subjekt am Satz- und Episode-Ende ist das im Deutschen kaum mit ähnlicher Pointierung nachgestaltbar. Etwa: „...und neugeschaffen springen sie im schlammigen Wasser als Frösche“ oder „als neue Wesen geschaffen springen im schlammigen Wasser die Frösche“.

Hier erst, ganz am Ende der Geschichte, fallen Verhalten (das Herumspringen) und die Erscheinungsform (Frösche) zusammen und erhalten den dafür zuständigen Begriff: „Frösche“. Ein bravouröser Höhepunkt, auf den hin sich Ovid Sprachkunst von den ersten Versen an steigert. Weshalb dieses Epyllion nicht zu Unrecht zu den schönsten der „Metamorphosen“ zählt, auch zu den wirkungsmächtigsten. Warum? Weil sich der bizarre Vorgang dieser Verwandlung trefflich zur dekorativen Ausgestaltung von Gängen, Sälen oder Brunnenanlagen eignet? Ist es nur die repräsentative Konfiguration, die bewundernde Aufmerksamkeit schafft? Die Dokumente der Rezeption zeigen zunächst mehr in die eine Richtung. Solche Dokumente sind in den Städten verschiedener meist europäischer Länder entstanden oder stehen in deren Galerien, so in La Granja (Spanien), St. Michael (Österreich)/Minneapolis, Antwerpen/Glasgow, Köln/Cambridge, Padua/Dresden, Gaspard (Frankreich).

Man darf fragen: Will diese Geschichte dem Leser mehr sagen? Ist sie mehr als eine schöne, lustige Erzählung? Hat sie eine Botschaft? Ist es die von der Bösartigkeit von Menschen? Da eine Göttin im Spiel ist, sollte sich doch wohl etwas von antiker Gläubigkeit erschließen. Menschen verhalten sich nicht so, wie es einer machtvollen Gottheit gegenüber geboten erscheint. Sie lassen es an der gebotenen Ehrfurcht (*pudor*) fehlen. Der Begriff meint hier „Ehrfurcht“, respektvolle Zurückhaltung“, ein Verhalten anderen gegen-

über, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Im Griechischen steht dafür der Begriff „*aidos*“, seit HOMER die „respektvolle Achtung“ Schutzbedürftiger. Die Bauern haben in ihrem Mangel an „Schamgefühl“, in ihrer Unverschämtheit ein Maß überschritten, und zwar einer höheren Macht gegenüber. Nach antikem Glauben ist das *hybris*, der Gegenbegriff zu „*aidos*“. Und solche fordert Zorn und Rache der Gottheit heraus. Die zänkischen, rohen, respektlosen Bauern werden bestraft: Auf ewig leben sie verwandelt in Frösche. Ihr inneres Wesen hat äußerlich die dafür passende Gestalt angenommen. Das ist die gängige Interpretation, die man auf alle sog. Hybrisgeschichten wie die von Arachne, Niobe, Marsyas u. a. anwendet.

Doch sagt uns die Latona-Geschichte nicht doch mehr, nicht tiefer Greifendes? Was den Bauern fehlt, ist die Ehrfurcht, die zurückhaltende Achtung des Anderen, ob Mensch oder Gottheit. Bei den Römern steht dafür der alles überragende Begriff der *pietas*. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Ovid um diesen Begriff eine Geschichte gestaltet hat, die geradezu das Gegenmodell zu den „Lykischen Bauern“ darstellt. Der Vergleich mit dieser wird der Interpretation der Frosch-Geschichte ganz andere Dimensionen eröffnen. Die Episode von „Philemon und Baukis“ spielt sich gleichfalls in Kleinasien ab, unweit von Lykien, nur noch etwas weiter im Osten, in Bithynien.

Das Ehepaar haust in einer kleinen Hütte und ist mit dem einfachsten Leben zufrieden, beide ertragen ihre Armut „mit nicht unrechtem Sinn“ (*non iniqua mente*), keiner ist dem anderen Herr oder Sklave, beide sind in Gleichheit miteinander verbunden. „*Pia*“, die „Fromme“, wird die alte Frau genannt, *pietas* kennzeichnet ihr Wesen, die auch dem Manne nicht fehlt. *pietas* ist hier Ausdruck für den wechselseitigen Respekt, für die Achtung des anderen, für die liebevolle Zuneigung, die natürlich auch und gerade den Höheren gilt. Der Dichter stellt die beiden Gestalten in eine Situation, in der sich diese Eigenheit, die ihr Wesen und Leben von Grund auf trägt, in außergewöhnlicher Weise offenbart.

Zu ihnen kommen zwei Fremdlinge, vom weiten Weg erschöpfte Männer. Sie bitten die Alten um Aufnahme. Von tausend anderen Häu-

ern sind sie auf der Suche nach einem Obdach bereits abgewiesen worden. Philemon und Baukis gewähren ihnen dieses sofort. Ihre einfühlsame Achtung, ihre *pietas*, gilt auch den anderen. Ja, die beiden Alten überbieten sich gegenseitig darin, den fremden den Aufenthalt in ihrer Hütte mit dem Geringen, das sie haben, so angenehm wie nur möglich zu machen. Das Feuer im Herd wird entfacht, aus dem Garten Kohl geholt, ein Stück Speck von dem am schwarzen Balken hängenden Schweinsrücken geschnitten und in einem Kessel zum Kochen gebracht; zugleich bieten sie den müden Wanderern ein Bad zur Reinigung, schütten ihnen ein weiches Lager auf, die warme Speise wird auf den Tisch gestellt. Zu den Früchten des Landes kredenzt man Wein mäßigen Alters. Während sie dann bei Tische sitzen, begegnen sie den Gästen mit gutmütigen Blicken und ohne träges und ärmliches Gebaren. Sie zeigen „ihre freigiebige Gutherzigkeit“. Sie sind gesprächig und voller Mitgefühl. Da nimmt die Geschichte

eine ungewöhnliche Wendung. Es geschieht Sonderbares, eine Art von Wunder ereignet sich. Als die Alten merken, dass der Weinkrug nicht leer wird und sich von selbst immer wieder füllt, deuten sie dies als ein Zeichen, dass sie den vermutlich hohen Gästen nicht genug bieten. Betend erflehen sie von den Göttern Verzeihung, ohne zu wissen, dass der höchste von ihnen und sein ständiger Begleiter, Zeus und Hermes (Jupiter und Merkur), vor ihnen sitzen. Wie sie da bereit sind, sogar ihr Bestes, die einzige Gans, die sie haben und die ihren Landsitz bewacht, zu schlachten, wie sie also den Grundzug ihres Wesens im Extrem in eine Tat umsetzen wollen, da gebieten ihnen die Fremden Einhalt. Diese Szene hat vielfältige Rezeption erfahren, wohl zuerst bei PETER PAUL RUBENS: (1620)

„Die Himmlischen verbieten, sie zu töten, und sprechen: ‚Götter sind wir, und verdiente Buße wird jetzt eure ruchlose Nachbarschaft zahlen. Ihr allein sollt von diesem Strafgericht ausgenommen





bleiben. Verlasst nur eure Hütte, begleitet uns und kommt mit uns hinauf auf den Hügel.“ (VIII 386ff.)

Die Männer geben ihre Identität preis. Das ist die Epiphanie der Götter, die Manifestation ihrer hohen Autorität – als Zeus und Hermes. Zugleich mit ihr erfolgt der Akt der Belohnung. Sie allein werden von der alles vernichtenden göttlichen Rache ausgeschlossen. Die „unfromme Nachbarschaft“ (*vicinia impia*), der als *pietas* fehlt, geht zugrunde. Sie aber wandern, wie befohlen, gehorsam mit den Göttern auf die Höhe des nahen Berges und sehen hinter sich die ungastlichen Häuser (*inhospita tecta*) in den Fluten versinken. Nur ihre Hütte bleibt erhalten und – gleichsam wie im Zeitraffer – in einen Tempel verwandelt. Die beiden Alten dürfen sogar einen Wunsch äußern, der in Erfüllung geht: Solange das Paar noch lebt, hütet es den Tempel und, uralte und entkräftet geworden, sterben sie gemeinsam, indem sie sich gleichzeitig in Bäume, in eine Eiche und Linde, verwandeln, deren Kronen ineinander verwachsen.

Fehlverhalten, *malignitas*, bei den Lykischen Bauern, Wohlverhalten, *pietas*, bei Philemon und Baukis. Dort die Rache der Latona, hier die Belohnung durch Zeus und Hermes: Man erkennt das in der Antike verfestigte religiöse „Erziehungsmuster“ von Lohn und Strafe. Die landläufige Interpretation arbeitet dies – mit Hinweis auf analoge Fälle – als Ergebnis der Lektüre heraus. Die Latona-Episode zählt zu den Hybris-Geschichten. „Philemon und Baukis“ gilt als *pietas*-Geschichte. Wird das aber der Absicht des Dichters voll gerecht? Gerade diese beiden Episoden stoßen einen modernen Betrachter zu einer tieferen Deutung an. Der englische Dichter TED HUGHES nennt in seinem Buch „*Tales from Ovid*“ (1997) den Römer einen „Dichter der Leidenschaften“; „*the human passion in extremis*“ herrsche in den „Metamorphosen“ vor. In der Tat: Menschenhass und Menschenliebe stehen sich in den „Lykischen Bauern“ und in „Philemon und Baukis“ wie in einem emotionalen Kontrastprogramm gegenüber. Die gehässige Masse der Arbeiter im Teich lässt sich weder von den Argumenten der Mutter noch von den rührenden Gesten der Kindern trotz deren

schlimmster Lebensnot bewegen (*movere*), die beiden liebevollen Alten fühlen sich gegenüber den erschöpften Männern zu allem verpflichtet, bis zum Opfer ihres wertvollsten Besitzes.

Dabei ist beiden Epyllien gleichermaßen ein poetische Konstruktion gegeben, durch die erst die Emotionalisierung der Szenen, letztlich die Sinngebung der Geschichten erreicht wird. Man fragt sich zwangsläufig: Warum baut der Dichter die Geschichte jeweils so, dass die Götter erst in dem Augenblick ihre Identität preisgeben, als sich die Betroffenen in ihren Emotionen nicht mehr exzessiver äußern, sie ihr Übelwollen bzw. ihr Wohlwollen nicht mehr steigern können? Warum haben sie nicht gleich am Anfang ihre hohe Autorität zu erkennen gegeben? Warum treten sie zuerst als Hilfe bzw. Herberge suchende Menschen auf? Man könnte sagen: Die Dramaturgie verlangt diesen gestalterischen Trick. Die phantastische Geschichte verlöre an Brisanz, überhaupt ihre effektvolle Zuspitzung. Das Drama bräche in sich zusammen.

Die Antwort darauf könnte aber auch – gestützt auf Erkenntnis moderner Forschungen über menschliches Verhalten – so lauten: In beiden Fällen treten die Fremden vorerst nicht als Götter auf. Die Betroffenen sehen sich lediglich bedürftigen Menschen gegenüber, also ihresgleichen. Nicht eine göttliche Autorität zwingt sie zu einem der Situation angemessenen Verhalten. Sie handeln als Menschen in freier innerer Entscheidung. Die einen treibt ihr mitleidloser Hass dazu, „mit böartigem Herumspringen“ im Teich den Bedrohten auch nicht die geringste Chance des Überlebens zu geben, die anderen veranlasst ihre Achtung der von tausend Häusern abgewiesenen Fremden diese an ihrem Besitz in Gänze Anteil zu geben. Wären beide Paaren sofort mit „der unermesslichen Macht der Himmels“ (*immensa ... potentia caeli*), wie es zum Beginn der „Philemon-und-Baukis-Geschichte“ (*Met.* VIII 618f.) heißt, konfrontiert gewesen, hätten sie aus Angst vor deren Autorität gehandelt, nicht aber aus innerer Freiheit, aus einer von Mensch zu Mensch gerichteten Gesinnung. Die heutige Psychologie – etwa ERICH FROMM u. a. – spricht im ersten Fall von einem „autoritären Gewissen“, im zweiten Fall von einem „humanistischen Gewissen“, das

Verhalten und Handlung bestimmt. Letzteres ließe sich gewiss auch als „sokratisches Gewissen“ verstehen, da SOKRATES wohl als erster der „Macht des Gewissens“ als der in der Seele wirkenden Freiheit der eigenen Entscheidung auf die Spur gekommen ist.

Zweifellos legen die Textanlage, die Geschehensentwicklung, die verwendeten Begriffe eine solche Deutung nahe. Wird sie aber einem antiken Text, wie den „Metamorphosen“ gerecht? Was ist Ovids Botschaft in diesen Geschichten? Man täte dem Dichter gewiss Unrecht, würde man ihm psychologische oder soziologische Ambitionen unterstellen. RUDOLF HENNEBÖHL hat neuerdings (2013) die „Metamorphosen“ „fast als psychopathologisches Lehrbuch“ bezeichnet. Gewiss nicht zu Unrecht. Allerdings darf man das nicht so verstehen, als wäre Ovid ein ambitionierter Lehrmeister der Psychologie. Gemeint ist damit, dass dieser Dichter als tiefgründiger Kenner der menschlichen Seele und der Konflikte, denen der Mensch in der ihm umgebenden Gesellschaft ausgeliefert ist, seine Gestalten fast nur in bizarren Extremsituationen agieren lässt. Ovid beobachtet die Natur scharfsinnig, die der Tiere und Pflanzen, und noch mehr die des Menschen. Und

er hat das Genie, seine Beobachtungen, in eine unvergleichlich schöne Sprachform zu bringen.

Und eben dieses Zusammenspiel von Form und Inhalt, die Präsentation von extensiver Leidenschaftlichkeit in phantastischen, sprachlich höchst ausgefeilten Szenarien hat nachhaltige Wirkung gezeigt. Allein die Rezeptionsgeschichte der beiden vorgestellten Epyllien bezeugt es. Zuletzt haben sich mit diesen Epyllien OVIDS LUDWIG FLADERER und WOLFGANG J. PIETSCH eindringlich auseinandergesetzt; gerade der Wirkungsgeschichte weisen sie eine vorrangige Rolle zu. Beide sehen darin Grundtypen menschlichen Verhaltens thematisiert. Nach Fladerer erhält die „Entmenschlichung in der Kommunikationsverweigerung“ ihren manifesten Ausdruck in der Versteinerung der Froschfiguren auf weltberühmten Brunnen oder in der Abartigkeit von Wunderwesen in Wand- und Deckengemälden. Da immer die strafende Latona in ihrer vollen Majestät über alles gestellt erscheint, dient das antike Sujet hier vor allem der Dekoration und zugleich Repräsentation von herrschaftlicher Pracht und Macht. Der Latona-Brunnen im Schlosspark von Versailles ist dafür ein schlagender Beweis.



Ganz anders gestaltete sich die Rezeptionsgeschichte des Philemon-und-Baukis-Epyllions, nicht in Stein, sondern vornehmlich auf Leinwand und Papier. Das erste eindrucksvolle Dokument präsentiert sich in Peter Paul Rubens Gemälde von 1620, das die ländliche Idylle des in Harmonie vereinten Ehepaares zeigt, mit Gesten und Gesichtszügen, die ihre bekümmerte und gesprächige Zuwendung gegenüber den „schutzsuchenden Fremden“ bekunden. Die Achtung fremder Menschen ist unverkennbar ins Bild gebracht.

So wurde die Geschichte lange Zeit rezipiert – wiederum in vielen Ländern Europas, weit über den Kontinent verteilt: von Mailand bis Riga, von Helsinki bis Tour. Andere Versionen hängen in Galerien auch außerhalb Europas, z. B. in Washington, in Bayonne (New Jersey), sogar in Costa Rica. Spätestens aber seit v. GOETHES Faust

II hat das Paar „Philemon und Baukis“ zunächst in der literarischen Rezeption Symbolcharakter erhalten, so bei MAX FRISCH, BERT BRECHT und LEOPOLD AHLSEN. WOLFGANG PIETSCH arbeitet heraus, dass die moderne Auseinandersetzung mit diesen beiden Gestalten die Tragik ihres zeitgleichen Todes inszeniert, etwa durch ihren politisch motivierten Suizid in ROLF HOCHHUTHS Drama „Wessis in Leipzig“. „Philemon und Baukis sind längst zu einem Symbol-Paar geworden“ (so Pietsch, 28) für die unerfüllbare Sehnsucht zweier sich liebender Menschen nach dem gemeinsamen Tod, wobei ihre im Leben manifeste Harmonie ausstrahlt auch auf den Nächsten, den Gast, den Fremden.

Diese Symbolik spiegelt sich neuerdings auch in Rezeptionsdokumenten von drei modernen Künstlern wider.

li.: MARGIT KOVACZ 1979 *Scentendre* (Ungarn); RON ORPITELLI 2006 *San Jose* (Costa Rica)





INA JONAS 2009 Schwabach (Bayern)

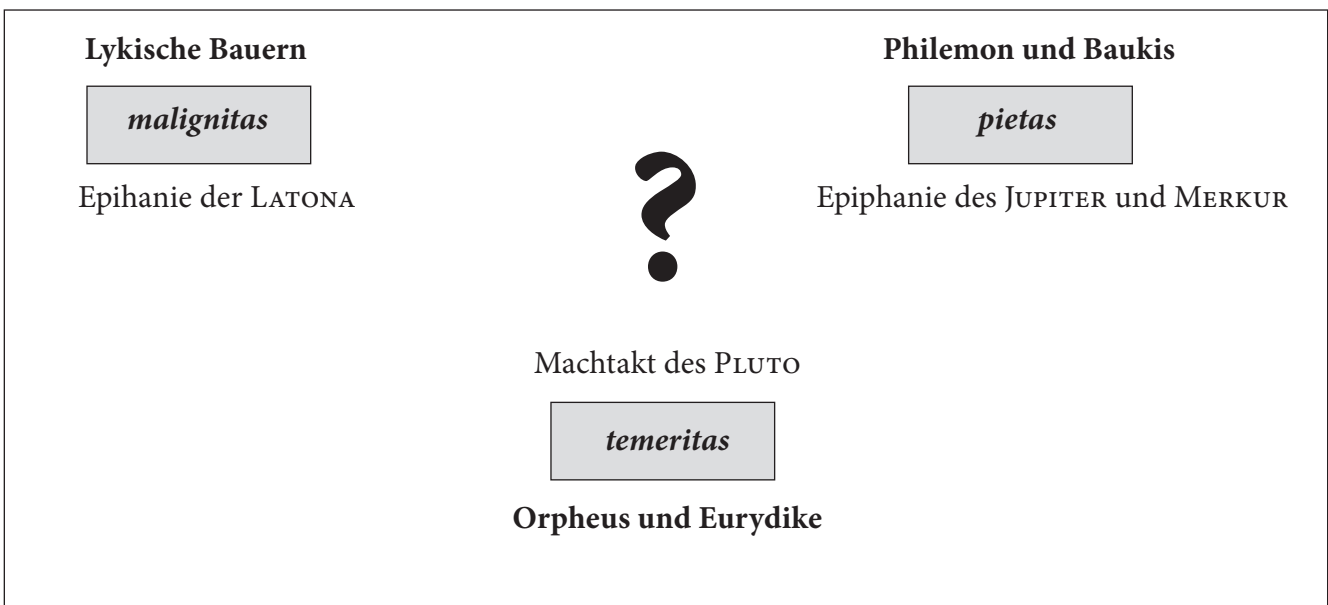
Das Geschehen unterliegt hier jeweils einer totalen Reduktion. MARGIT KOVACZ (Scentendre, Ungarn 1970) konzentriert in ihrer Skulptur das *pietas*-Motiv auf das innige Verbundensein des Paares im Leben, RON ORPITELLI (San Jose, Costa Rica, 2006) in seinem Bild auf das Verschlungensein der in Bäume verwandelten Gestalten in den Gipfeln nach dem Tode. INA JONAS (Schwabach, Bayern), hat 2009 – von Ovid inspiriert – in einem Kunst-Leistungskurs die mythische Geschichte gewissermaßen zu einer Idee verfrem-

det: Schemenhaft angedeutet die Hütte, deren Inneres hell erstrahlt, wobei der Weg aus dem Dunklen ins Licht das Willkommensein aller dort Herberge Suchender andeutet. Die darüber im runden Bogen zusammenwachsenden Äste der zwei Bäume, die die Hütte stützen, verweisen auf den späteren Lohn für die gebotene Gastfreundschaft. Das antike Vor-Bild – visualisiert als Chiffre für Menschlichkeit.

Betrachten wir – vor dem Hintergrund der vorgeführten Rezeptionsdokumente – die beiden Geschichten nochmals zusammenfassend aus dem psychologischen Blickwinkel! Ihre Erzählstruktur ist jeweils so angelegt, dass sowohl die Bauern wie auch das Ehepaar keineswegs zwanghaft aus Angst handeln, demnach sich der ihnen eigene Wesenszug der *malignitas* bzw. *pietas* aus der Freiheit des eigenen Willens steigern kann. Erst so erhält ihre Metamorphose als Strafe oder Belohnung im ureigenen Verhalten der Menschen selbst, und nur darin, die triftige Begründung.

Stellen wir zum Vergleich noch ein drittes rezeptionsträchtiges Epyllion hinzu: die Orpheus-Geschichte (Met. X 1-77). In ihr manifestiert sich die Wirkung einer solchen poetischen Konstruktion noch viel drastischer, so dass Rückschlüsse auf die beiden verglichenen Episoden möglich werden. Zugleich wird der Weg frei zu einem neuen, tieferen Verständnis auch der Orpheus-Geschichte. So klärt sich auch die

### Vergleichende Gegenüberstellung





JAN DONAT: *Orpheus in der Unterwelt, Orpheus fordert die Rückgabe der Eurydike, Budapest 1820*

Frage (angedeutet im Fragezeichen des grafischen Schemas), was den drei Geschichten substantiell gemeinsam ist.

Orpheus verliert am Hochzeitstag seine Frau. Das Unglück kündigt sich in schlechten Vorzeichen an. Von einem Schlangenbiss verletzt stürzt sie tot zu Boden; sie verschwindet in das Reich der Schatten. Erschüttert, aber in seiner Liebe zu Eurydike ungebrochen, wagt es der junge Mann, in den Hades hinabzusteigen und seine Frau zurückzufordern.

Mit der Kraft seines Gesanges will er seine Argumente nachhaltig zur Geltung bringen, dass ihm die Frau zu früh genommen worden sei, dass sie die ihr rechtmäßig zustehenden Jahre (*iustos annos*) nicht leben durfte. Orpheus möchte seine geliebte Frau zurückerhalten, nicht als Geschenk, sondern nur als Leihgabe (*pro munere poscimus usum*). Seine mit höchster Kunst vorgetragene

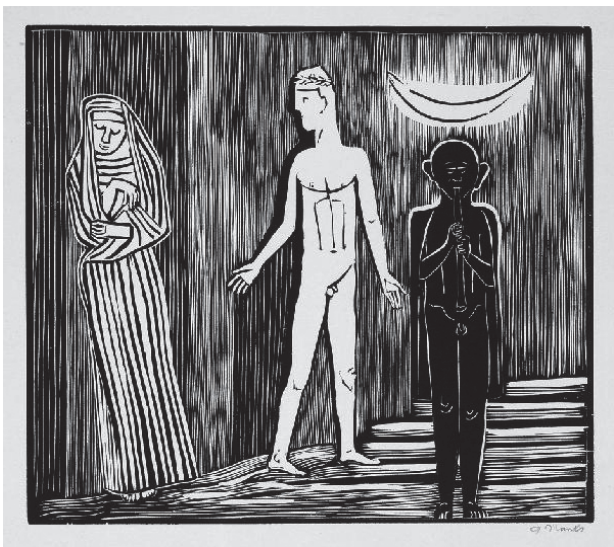
„juristische“ Argumentation zeigt Wirkung. Die Herrscher im Schattenreich lassen sich erweichen; sie geben das Mädchen frei. Orpheus darf sie mit hinauf in die Oberwelt nehmen, allerdings unter der Bedingung, dass er bis zur Grenze der Totenwelt nicht nach Eurydike zurückblickt. Was Orpheus jedoch nicht gelingt, so dass die Frau wieder in das Reich der Schatten „zurücksinkt“, für immer.

Die Interpretation und Rezeption (s. Bilder auf folgender Seite) dieser Ovid-Episode hat sich über die Jahrtausende hinweg auf den Akt des Umblickens konzentriert. Warum hat Orpheus das getan? Doch muss man die Frage zuerst nicht anders stellen, ausgehend von dem, was uns die beiden anderen Geschichten gezeigt haben? Warum hat der Dichter bei der „Orpheus-Geschichte“ überhaupt in die Dramaturgie des unterweltlichen Geschehens das Verbot des Sich-

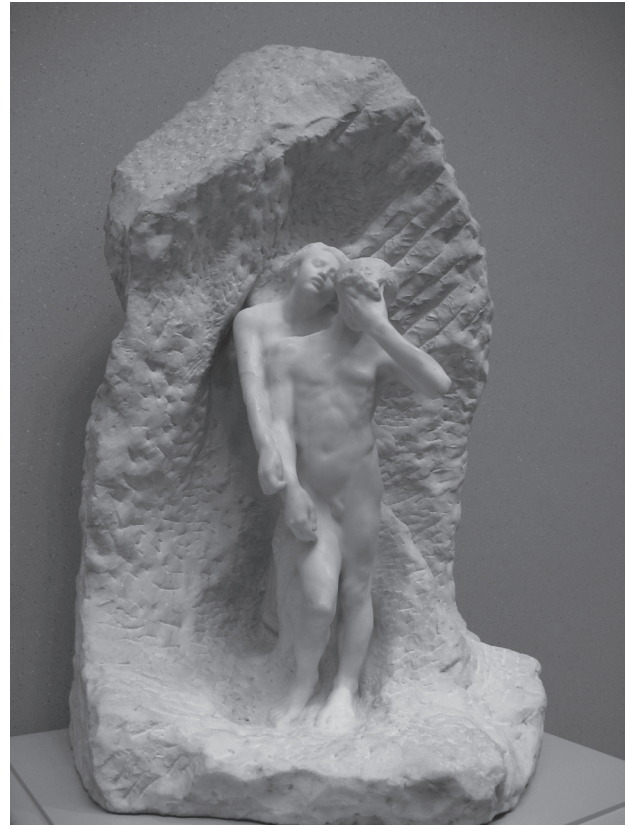
## Orpheus schaut sich um



Neapel 5. Jh. v. Chr.



GERHARD MARCKS, Stuttgart 1947



PAUL RODIN, New York 1893



NATHANIEL CHOATE, Island 1952

Umblickens eingebaut? Die Frage ist doch viel entscheidender und tiefgreifender, warum der mythische Held durch das „Gesetz“ des Hades in eine solche prekäre Lage gebracht wird. Die Erklärung, die Dramaturgie der Geschichte mache das schlechterdings notwendig, greift zu kurz.

Orpheus hat es gewagt, in das Reich des Todes hinabzusteigen (*ausus est ... descendere*). Dieses Eindringen in einem dem Menschen verbotenen Bereich ist „Tollkühnheit“, mehr als *audacia*, sie

ist „Verwegenheit“, „Vermessenheit“. Er streitet, rechnet mit den Mächtigen im Reich der Schatten, droht sogar mit „Selbstmord“: *Quod si fata negant ... , leto gaudete duorum!* (X 38f.).

Wie Ikarus in die Höhen des Himmels – *nimis temerarius* (Ars, II 83) – aufsteigt, so steigt Orpheus in die Tiefe der Unterwelt. Seine Tat ist nicht weniger dreist, nicht weniger anmaßend. Sie ist ein Akt von *temeritas*. Pluto müsste ihn eigentlich schroff abweisen oder wie Ikarus vernichten. Er tut es nicht. er gibt ihm eine Chance. Die

gestellte Bedingung legt das weitere Geschehen in den freien Willen des jungen Mannes, in dessen persönliches Gewissen. Handelt er zuwider, so ist, wie er weiß, alles verloren. Das Versagen ist allein ihm anzulasten. Erst jetzt wird die Frage berechtigt, warum er wider besseres Wissen sich nach Eurydike umblickt. Man hat seit VERGIL und SENECA über POLIZIANO und CALZABIGI bis hin zu KOKOSCHKA darauf eine Antwort gesucht. „Wahnsinn“, „Misstrauen“, jubelnde Begeisterung für die Frau“, „Provokation“, Eifersucht“ hat man als Gründe gefunden. Ovids Antwort ist einfach und die einzig sinnvolle: aus Liebe und aus Angst, Eurydike könnte auf dem steilen Weg in die Oberwelt wegen ihres verletzten Fußes stürzen. Sein Gefühl, seine Leidenschaft, seine Liebe ist so stark, dass die ihm ermöglichte freie Entscheidung zum Üblen, zum Misserfolg hin gedrängt wird.

Das muss so sein. Orpheus kann sich gar nicht anders entscheiden. Er kann die tote Eurydike nicht ins Leben zurückholen. Im Mittelalter hat THEODERICH VON ST. TROND (1107) die Geschichte so umgedeutet, dass Orpheus kraft seiner Kunst die Frau dem Styx entrissen und so die Natur durch seinen tüchtigen Einsatz, seine eigene Leistung (*studium, virtus*) besiegt hat. Auch eine Opern-Fassung von CHRISTOPH WILLIBALD GLUCK (1762) schafft die Illusion, dass Orpheus an der Seite seiner Frau wieder ein neues Leben führen kann. Solche Lösungen sind Ovids Denken zu tiefst zuwider. Ihm kommt es darauf an, spürbar zu machen: In der Unterwelt muss das von Pluto aufgestellte Gesetz gelten. Orpheus muss – bei all der ihm eingeräumten Möglichkeit der freien Entscheidung – sich zur Geliebten umdrehen. Im Konflikt zwischen der Freiheit des Willens mit der Härte des Naturgesetzes unterliegt immer der Mensch. Andernfalls geriete die Weltordnung aus den Fugen. Von jenseits der Grenze ist noch niemand zurückgekehrt, auch Eurydike darf es nicht. „Die Geschichte ist von ‚hinten‘ nicht zu korrigieren.“ So der Wiener Philosoph KONRAD PAUL LIESSMANN (70). Nirgends ist der Zusammenprall zwischen der Macht des Todes und der Macht des Gewissens schärfer in Szene gesetzt, geradezu personalisiert als im Gegeneinander von Pluto und Orpheus.

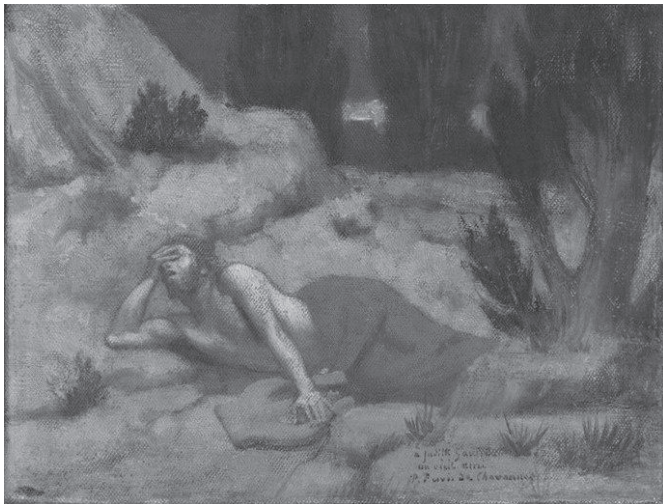
Orpheus' Wagnis, sein vermessenes Unterfangen steht von Anfang an unter dem Signum der Vergeblichkeit. Nicht von ungefähr sind an den Kraftstellen des Textes, am Anfang, in der Mitte und am Ende, die drei möglichen Begriffe für „vergeblich“, „umsonst“ verwendet: *nequiquam, inrita, frustra*. Das Schicksal – *fatum* begegnet als Leitbegriff zweimal im Text – kann der Sänger nicht besiegen. Erst durch das dramaturgische Konstrukt des „Unterweltgesetzes“, durch den retardierenden Gewaltakt des Herrschers also ist es Ovid gelungen, diese Grunderfahrung des Menschen tiefgründig zu fassen und dem Leser emotional ergreifend zu vermitteln. Die poetische Anlage und Wirkung sind ähnlich wie in den Episoden von den „Lykischen Bauern“ und von „Philemon und Baukis“. Der Vergleich mit letzterer erschließt an der Orpheus-Geschichte womöglich ein noch tieferes Verständnis. Was die beiden alten Leute Philemon und Baukis auf Dauer erfahren, ihr Verbundensein über den Tod hinaus, geht dem jungen Paar sofort im Augenblick ihrer ersten Verbindung für immer verloren. Ihr Schicksal ist nicht ohne Tragik. CARL ORFF hat seine Oper einfühlsam – wie in allen seinen Antike-Rezeptionen – mit der resignierenden Klage enden lassen:

„In diesem klaglos stillen Dunkel,  
Ach Eurydike, Geliebte, <...>  
Du meiner Liebe Traum,  
Du meines Herzens ganze Seligkeit!  
Eurydike hab' ich verloren,  
ewig verloren Eurydike!“

Die Orpheus-Geschichte lässt etwas erahnen von der Dimension der Ewigkeit – in ihrer entsetzlich langen Dauer – sichtbarer Ausdruck dafür die ewig leidenden Unterweltbüßer wie Prometheus, Tantalus und Sisyphus, gerade letzterer ob seiner endlosen Arbeit die personifizierte Frustration schlechthin. Gegen den Tod kommt niemand an, nicht der Genialste, keine Kunst, keine Leidenschaft, auch nicht die Liebe. Am Ende sitzt Orpheus, der Menschen und Tiere betörende Sänger, am Rande zur Totenwelt, resigniert, frustriert, klagend über die „grausamen Götter der Finsternis“, über die Unerbittlichkeit des Schicksals. Nach dem zweiten Verlust der Eurydike ist auch sein Leben verloren. Verlassenheit, Verlo-

renheit, Verzweiflung – ein Welt- und Lebensgefühl, gefasst in ein erschütterndes Bild, in dem mancher wasserzeichenhaft seine eigene Existenz zu erkennen glaubt. Orpheus entschwindet in das Rhodopegebirge in Thrakien, wo er von den Furien zerrissen wird. In den Rezeptionsdokumenten spiegelt sich Orpheus' Elend, vielfach gebrochen.

*Orpheus' Verzweiflung und Tod*



oben: PUVION DE CHAVENNES, Pierre 1883

unten: FRIEDRICH DÜRRENMATT, Zürich 1994



Die Melancholie des „Umsonst“, die sich über das Ende der Geschichte bei Ovid gelegt hat, erfasst der deutschfranzösische Dichter YWAN GOLL in seinem Orpheus-Gedicht mit eigenartig bitteren Worten:

„Orpheus  
Musikant des Herbstes <...>  
Die Achse der Welt ist rostig geworden  
Abends und morgens steilen Lerchen  
zum Himmel  
Suchen umsonst das Unendliche  
Löwen langweilen sich  
Bäche altern  
Und die Vergissmeinnicht denken an  
Selbstmord <...>“

Versteht man „Metamorphose“ als symbolischen Ausdruck für Veränderung, Verwandlung – der Bauern in Frösche, der beiden Alten in Bäume – so ist die Metamorphose der Orpheus-Geschichte das grandiose Symbol für den endlosen Prozess der Veränderung, des „Alles-fließt“ (*cuncta fluunt*, *Met.* XV 165) in der Natur, von Werden und Vergehen, von Geburt und Tod – im Schicksal von Orpheus und Eurydike gewissermaßen im Zeitraffer vollzogen.

Ovids „Orpheus und Eurydike“ versteht man allgemein als das „unsterbliche Lied von Liebe und Tod“. Ist ihre Geschichte aber – eben als „Metamorphose“ genommen – nicht auch das Lied von der Vergeblichkeit, letztlich der Sinnlosigkeit aller menschlichen Mühe, aller Leistung, von *studium* und *virtus*? Ist nicht gar dieser Eindruck der Grund, warum gerade die Orpheus-Geschichte zur wirkungsmächtigsten Episode der „Metamorphosen“ geworden ist?

Wie die knapp gefasste Collage der Rezeptionsdokumente (Abb. rechte Seite) zeigt, regte und regt sie Dichter, Denker und Künstler zu immer neuen Kreationen an – in Bild und Text, in Mosaik, Relief und Skulptur, auf der Bühne oder in Oper, Operette und Chanson, auch im Film – über Europa hin und weit darüber hinaus. Ovids Metamorphosen überhaupt sind der Text der Antike, in dem die „Wahrheit des Mythos“ (KURT HÜBNER, 1985) am eindrucksstärksten zutage tritt, als eine existentielle Wahrheit, die tief in der Seele des Menschen erfahren wird – nicht im plumper Direktheit mitgeteilt, sondern als Geschichte stellenweise mit





einem Hauch von Humor erzählt, aus einer leicht ironischen Distanz und in einer bezaubernden, bisweilen mitreißenden Gestaltung der Sprache. Aus all dem kommt offensichtlich jene Energie, die Ovids „Metamorphosen“ über die Zeiten hin wirkungsmächtig gemacht haben – in unvergleichlicher Weise. Der Dichter blickt – gewiss angeregt durch eigene Lebensnöte in der Zeit seiner endlosen Verbannung – in die Abgründe der Seele, wo jene „Leidenschaften in Extremen“ toben, wo aber auch stille Nischen starker Wertgefühle verborgen liegen. In seinen Geschichten deckt er die darin ablaufenden Prozesse analytisch scharf beobachtend auf. Neben den bössartigen Bauern und den fürchterlich-grausamen Prokne und

Philomela, die aus Rache den kleinen ermordeten Sohn dessen gewalttätigen Vater zum Mahle vorsetzen, begegnen die gottesfürchtigen Deukalion und Pyrrha und die liebevoll-gastlichen Philemon und Baukis.

Ovid ist grenzüberschreitend präsent, verbindet die Menschen im Wissen und Verstehen desselben Stoffes zum kulturellen Dialog. Der Römer baut so nach wie vor stärker als jeder andere Autor der Antike Brücken nach Europa. Ihm kommt auch auf dieses Ziel hin eine unvergleichliche Wirkungsmacht zu. Man hat gemeint, Ovids Geschichten seien „archetypisch in die Psyche Europas versenkte Erinnerungsbilder“ (WOLFGANG WUTTKE, 17). Sind sie aber nur dies?

## Symbolcollage

Narzissus

Pygmalion

Ikarus

Europa  
und der Stier

Philemon und Baukis

Orpheus und  
Eurydike

Die Lykischen  
Bauern



Noch vielmehr sind sie doch lebendige Zeichen, stehende Begriffe, Symbole für allezeit gültige Träume, Sehnsüchte, Verhaltensweisen, existentielle Bedingungen des Menschen – gültig nicht nur in der Kultur des Westens. Allein an den wenigen Gestalten in der dargebotenen Collage wird dies deutlich.

Ovid gebührt der Meistertitel. Er ist der poetische Star am Firmament der Antike. Der Vergleich ist ja nicht abwegig: Wie seit Urzeiten im Weltraum sich Sterne bilden, wieder vergehen oder bleiben, kleine und große, hell leuchtende, so sind von Anfang an in einem Kulturraum wie Europa Dichter und Denker wie Sterne aufgegangen, in Vergessenheit versunken oder in weiter Ferne am Leuchten geblieben, manche mit schwachem Licht, wenige alles überstrahlend.

Ovid gehört gewiss zu jenen wenigen Sternen. Der große ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, zu seiner Zeit der Fürst der klassischen Philologie, hat jedenfalls 1924 dem Römer bescheinigt: „Der Dichter ist ein Stern mit eigenem Licht, das nie erbleichen wird“. Dabei wusste Wilamowitz nichts von der mächtigen Rezeption des Dichters in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. NIKLAS HOLZBERG meint neuerdings sogar, dass man seit dem Erscheinen von RANSMAYERS „Die letzte Welt“ 1988 „... von einer dritten *Aetas Ovidiana* sprechen kann“.

Ovid selbst jedenfalls hat sich in prophetischer Ahnung für seinen Ruhm mutig die Zukunftsgarantie gegeben, da er sein Meisterwerk mit den epigrammatischen, wie in Stein gemeißelten Versen enden lässt:

*Nun hab' ich vollbracht mein Werk, das weder Zeus noch Feuer, | noch das Schwert kann vernichten, noch das gefräßige Alter. | Mag auch der Tag kommen, der nur das Recht auf meinen Leib hier hat, | mag er dann auch die Zeit meines flüchtigen Lebens beenden, | mit dem besseren Teil von mir werde ich mich zu den Sternen erheben, | und unzerstörbar wird auf ewig bleiben mein Name. | Und soweit sich immer Roms Herrschaft über den bezwungenen Erdkreis | erstreckt, wird das Volk mich lesen, ja, durch alle Jahrhunderte hindurch | werde ich, wenn etwas Wahres an den Weissagungen der Seher ist, | in meinem Nachruhm weiterleben.* (Met. XV 871-879). (Übersetzung: GERHARD FINK)

*Per omnia saecula fama <...> vivam.* Der Optimismus dieser Verse erwies sich, wir erleben es, als berechtigt. Ovid hat sich zu den Sternen erhoben, unsterblich ist sein Name. Allein an den drei behandelten Epyllien zeigt sich der weite

Wirkungsraum des Dichters – in Europa und darüber hinaus.

Freilich gründete der Dichter damals sein grenzenloses Selbstbewusstsein auf kein tragfähiges Fundament. Er konnte vor 2000 Jahren nicht wissen, dass sein Werk „Metamorphosen“, die er mit dem zitierten Versen beendet, bis in unsere Zeit in aller Regel nur durch Vermittlung in der Schule denen bekannt wurde, die es kreativ weiterbearbeiteten – in Übersetzung, durch Interpretation oder in allen Formen von gestaltender Kunst. Fast alle Rezipienten haben seit dem Mittelalter, wie wir wissen, Ovid im schulischen Unterricht kennengelernt. Allein durch solche Rezeption ist die Wirkungsmacht des Dichters zur Entfaltung gekommen und unvergleichlich geworden.

Dieser Befund lässt eigentlich nur eine Folgerung zu, nämlich den Appell: Alle, die mit der Vermittlung des Dichters in der Schule zu tun

*Ovids Wirkungsraum in Europa, nur die drei behandelten Geschichten der „Metamorphosen“ betreffend*



haben, mögen diesen Großmeister der antiken Literatur jetzt und in Zukunft energisch zur Geltung bringen! Das hielte den Stern des Römers am Strahlen und wäre für unser nach wie vor umstrittenes Fach Latein ein weit und tief in unserem Kulturraum auch sichtbar verankerter Nachweis seiner Unentbehrlichkeit. Letztendlich würde es die Brücken massiv stützen, die Ovid wirkungsmächtig nach Europa gebaut hat – was ohne allen Zweifel einem der größten Anliegen unserer Zeit zugutekäme. „Nur die Kultur verbindet Europa“. Diese Feststellung mag etwas überspitzt sein. Falsch ist sie aber nicht. Sie hat kein Geringerer getroffen als UMBERTO ECO – womöglich auch mit dem Blick auf Ovids nachhaltige Spuren in den Ländern unseres Kontinents. Ovid ist kernhafte Substanz Europas. Auch Latein ist es und sollte es bleiben – mit Ovid.

#### Verwendete und weiterführende Literatur:

- V. ALBRECHT, M.: Interpretationen und Unterrichtsvorschläge zu Ovids Metamorphosen, CONSILIA 7 (hg. von Glücklich, H.-J.), Göttingen 1984.
- FLADERER, L.: Die Lykischen Bauern (VI, 313-381), In: Ovids Metamorphosen im Unterricht (hg. von Pietsch, W.). AUXILIA 55 (2010), 134-151.
- GUGEL, M.: Orpheus' Gang in die Unterwelt in den Metamorphosen Ovids (X 1-71). In: ZIVA ANTIKA (1972), 39ff.
- HENNEBÖHL, R.: Ovid, Metamorphosen. Lehrerkommentar, Bad Driburg 2007, 138ff. u.182ff.
- ders.: Von den Wurzeln menschlichen Handelns. Ovid als Psychologe. In AU 4+5/2013, 86-92.
- HOLZBERG, N.: Ovid, Dichter und Werk, München 1997.
- ders.: Ovid. Textspektrum Interpretationsaspekte – Fortwirken. In: AU 4+5/2013, 2-11.
- HÜBNER, K.: Die Wahrheit des Mythos. München 1985.
- Hughes, T.: Tales from Ovid, London 1997.
- LIEBRUCKS, B.: Wissenschaftlicher Weltumgang und Entsprachlichung. In: SCHATZ, O.: Was wird aus dem Menschen? Analysen und Warnungen bedeutender Denker, Graz 1974, 207-240.
- LISSMANN, K. P.: Zukunft kommt! Wien 2007.
- MAIER, F.: Orpheus und Eurydike – ein unüberwindlicher Mythos. Eine Unterrichtseinheit in der Ovidlektüre. In: Lateinunterricht Bd. 3, 132-165.
- ders.: Wie halten wir es mit den antiken Göttern? Ovids „Lykische Bauern“ als Unterrichtsmodell. In: AUXILIA 18: Lebendige Vermittlung lateinischer Texte, Bamberg 1988, 53- 85.
- ders.: Ovids Blick in die Seele des Menschen. Die humane Substanz der Metamorphosen. In: Meisterwerke der lateinischen Literatur, Bamberg 2010, 179-197.
- ders.: Orpheus und Eurydike. Das unsterbliche Lied von Liebe und Tod. In: Meisterwerke der lateinischen Literatur, Bamberg 2010, 198-210.
- NIDA-RÜMELIN, J.: Philosophie einer humanen Bildung. Hamburg 2013.
- OLBRICH, W.: Warum hat Orpheus sich umgedreht? Variationen zu einem klassischen Thema. In: Anregung 28 (1982), 378ff.
- PETTAZONI, R.: Die Wahrheit des Mythos. In: Die Eröffnung des Zugangs zum Mythos. Ein Lesebuch (hg. von Kerenyi, K.), WdF Darmstadt 1976.
- PIETSCH, W. J.: (Ehe-)Idyll, Gastfreundschaft und Tod: Philemon und Baukis (Met. VIII, 617-720). In: IANUS 31/2010, 27-50.
- ders. (Hg.): Ovids Metamorphosen im Unterricht. AUXILIA 55, Bamberg 2010 (mit Beiträgen von Renate Oswald, Astrid Hofmann-Wellenhof, Ludwig Fladerer, Wolfgang Pietsch)
- PROCHASKA, R. A.: Orpheus mal x. Didaktische Reflexionen. In: AU 3/89,69-74.
- REINHARDT, U.: „Orpheus und Eurydike“ – Bilder zum Text. In: AU 3/97, 80-96.
- ders.: Ovids Metamorphosen in der modernen Kunst. Eine visuelle Ergänzung für die Schullektüre. AUXILIA 48, Bamberg 2001.
- RÖMISCH, E.: Orpheus und Eurydike. In: Metamorphosen Ovids im Unterricht. – Heidelberg 1976, 45ff.
- SCHÖNBERGER, O.: Ovid, Philemon und Baukis. In: Von Catull bis zu den Carmina Burana. AUXILIA 15, Bamberg 1987, 53-74.
- WESTPHALEN, K.: „Cuncta fluunt“ – Ovids „Metamorphosen“, Zeitdeutung in Altertum und Gegenwart. In: „Alles fließt.“ In: AUXILIA 62, Bamberg 2010, 114ff.
- Wuttke, W.: Wartburg, Curtius und Latein für Europa. In: Die deutsche Tagespost vom 23./24. 12. 1982.
- FRIEDRICH MAIER, Puchheim bei München

## Platons „Höhlengleichnis“ – Mehrdeutbarkeit als Lebenskunst

PLATON ist Weltliteratur; Platons *Politeia* ist Weltliteratur; Platons „Höhlengleichnis“ ist Weltliteratur. Das einfach zu behaupten ist reiner Dogmatismus – so richtig er sein mag. Zu ergründen, warum das jedoch so ist, war das Anliegen einer Unterrichtsstunde, die hier in ihrem Verlauf, in ihrer Übereinstimmung mit dem Kernlehrplan für das Fach Griechisch, in ihrem Beitrag für das, was in meinen Augen humanistische Bildung genannt werden könnte, dargestellt werden soll. Kern der Interpretation von Platons „Höhlengleichnis“ ist das Kernanliegen der Stunde gewesen: die Interpretation in dem Sinne, dass nicht eine einzige Deutung, dass auch nicht mehrere verschiedene Deutungen – sondern dass seine Deutbarkeit als solche, seine *M e h r d e u t b a r k e i t*, der springende Punkt der hermeneutischen Arbeit ist.

Auch wenn das Gelingen dieser Unterrichtsstunde von den vielfachen Kompetenzen einer kleinen Gruppe von Griechisch-LKlern abhängt<sup>1</sup>, so bin ich doch überzeugt davon, dass sie – *mutatis mutandis* – auch für andere Jahrgänge als die Q2 und auch andere Griechisch-Kurse – sowie natürlich auch Philosophie- und sonstige Kurse mit diesem Thema – gewinnbringend durchgeführt werden kann. In diesem Fall war das „Höhlengleichnis“ eingebettet in die Beschäftigung mit Platon in der Qualifikationsphase. Besonderer Schwerpunkt dabei ist das Leben und Sterben der Person SOKRATES. Dafür eignet sich die *Politeia* nur in Stücken, da doch die über das Sokratische Philosophieren hinausgehende Theorie Platons deutlich wird; dafür eignet sich jedoch das „Höhlengleichnis“ in besonderer Weise – wie eine der unten genannten möglichen Deutungen behaupten wird.

Erster Schritt der Arbeit am „Höhlengleichnis“ war die Übersetzung des Textes. Diese hat einen Großteil der Beschäftigung eingenommen, wobei inhaltliche Deutungen, die nicht notwendig für den Übersetzungsprozess waren, weitestgehend ausgeklammert wurden. Eine solche Textarbeit kann jedoch, hier wie auch sonst, für Griechisch wie etwa auch für Latein und ebenfalls für moderne Sprachen, kein Selbstzweck sein.

Schließlich liest man Platon – oder sonst wen – doch nicht, um ihn übersetzen zu können. Was sich an die Übersetzung anschließen muss, ist – gleichsam performativ – genau das, was zur Kernkompetenz der Sokratischen Methode gehört, nämlich seine τί ἐστίν-Frage zu stellen: Was ist das? Was soll das bedeuten? Was soll das überhaupt? Was Sokrates seine Gesprächspartner fragt, und was Platon uns als eines seiner bildungstechnischen Hauptanliegen übermittelt hat, müssen auch die Schülerinnen und Schüler (SuS) vollziehen. Das „Höhlengleichnis“ selbst muss befragt werden in Hinsicht darauf, was es will und soll.

Der eigentlichen hermeneutischen Textarbeit ging in der betreffenden Stunde eine kurze – am Text orientierte – Rekonstruktion der wichtigsten Aspekte des „Höhlengleichnisses“ voran. Eine solche Rekonstruktion ist wichtig und hilfreich dabei, für die verschiedenen Deutungen einzelne Punkte zu haben, an denen man sie jeweils prüfen kann. Die SuS kamen zu folgender Reduktion:

Es geht um die Betrachtung der menschlichen Natur hinsichtlich Bildung und Unbildung (τὴν ἡμετέραν φύσιν παιδείας τε πέρι καὶ ἀπαιδευσίας); dafür wird das Leben von Menschen in einer Höhle entworfen, die seit ihrer Kindheit dort gefesselt nur Schattenbilder vor ihren Augen sehen (ἐν καταγείῳ οἰκῆσει σπηλαιώδει – ἐκ παίδων ὄντας – τὰς σκιάς); einer von ihnen wird entfesselt und zum schmerzlichen und unwegsamen Aufstieg in und Ausstieg aus der Höhle gezwungen (λύσιν τε καὶ ἴασιν – ἀναγκάζοιτο, ἀλγοῖ – βία διὰ τραχείας τῆς ἀναβάσεως καὶ ἀνάντους); am Tageslicht angekommen, durchläuft er durch weitere lange und schmerzhaft gewöhnungsprozesse weitere verschiedene Erkenntnisleistungen (συνηθείας); ist diese Gewöhnung abgeschlossen, hat er neben dem Erkennen der Sonne auch ein Bewusstsein seiner Höherwertigkeit gewonnen durch das Gedenken an sein Höhlenleben und in Hinsicht auf die früheren Mitgefangenen (τελευταῖον [...] τὸν ἥλιον – αὐτὸν μὲν εὐδαιμονίζειν τῆς μεταβολῆς, τοὺς δὲ ἐλεεῖν); er steigt wieder in die Höhle hinab, durchläuft wieder diverse

Gewöhnungsprozesse, würde jedoch, weil diese zu lange dauern und den Mitstreitern in Hinsicht auf deren alltäglichen Zeitvertreib der Erkenntnis- bzw. Wahrnehmungsspielchen seine Verblendung und Verbildung zeigen, sich so lächerlich machen, dass sein Versuch, die anderen von der Nichtigkeit ihres Tuns und Lassens zu überzeugen und diese gar an die Außenwelt zu führen, zu seiner Tötung führen würde – sofern diese nicht gefesselt wären und ihn töten könnten (διαμιλλᾶσθαι – γέλωτ' ἄν παράσχοι – πάλιν ὁ τοιοῦτος καταβάς – ἀποκτείνουναί ἄν); anschließende Deutung des Gleichnisses selbst (προσαπτέον [...] ἀφομοιοῦντα).

Diese Rekonstruktion machte die erste Erarbeitungsphase der Stunde aus und wurde von den SuS selbstständig durchgeführt. Die anschließende zweite fußte auf der Hausaufgabe zu dieser Stunde. Die SuS sollten einen kleinen Essay schreiben und verschiedene Deutungsmöglichkeiten, die ihnen durch das Übersetzen des Gleichnisses als naheliegend erschienen, vorschlagen. In meinen Augen ist eine solche Themenstellung ohne weiteres externes Material in Form von vorgegebenen Deutungen sehr sinnvoll: Die SuS sollen das lernen, was für Deutungs- und Interpretationsanliegen immer eine Tugend, *vulgo*: Kernkompetenz ist: ihre eigene Phantasie und Kreativität anzuwenden bzw. herauszufordern. Dafür ist es relativ egal, ob ausgefeilte Deutungen erarbeitet oder nur einzelne Ideen und Bruchstücke genannt werden.

Die Hausaufgaben stellten sich die SuS gegenseitig vor und diskutierten sie, während sie parallel an der Tafel gesichert wurden. Im Folgenden sollen einige der gemeinsam gefundenen, durch die Diskussion fortgeführten, sowie bei der Stundenvorbereitung erwarteten Deutungsmöglichkeiten in aller Kürze genannt werden. Sie sind eine Auswahl, die keine Vollständigkeit beanspruchen möchte und die vor allem dadurch erweitert werden kann, dass verschiedentlich differenziert und anders nuanciert wird:

**Epistemische Deutung:** Sie akzentuiert die verschiedenen Wahrnehmungs- bzw. Erkenntnisstufen des „Höhlengleichnisses“ und sieht das Erkenntnis- bzw. Wahrheitsstreben generell ins Bild gesetzt als einen gewohnheitsabhängigen

Aufstieg hin zu einer (auf)geklärten Sicht der „Sonne“. Für sie spricht, dass diese epistemischen Prozesse auf der explizierten Textebene einen entscheidenden Anteil einnehmen. Nicht zuletzt die eigene folgende Deutung des „Gleichnisses“ hat diesen Punkt. Zudem folgt es im Anschluss an das „Liniengleichnis“, und auch wenn im Einzelnen eine Deckung nicht einfach scheint, so sind die Parallelen doch mehr als offenkundig. Keine der folgenden Deutungen kann ohne sie auskommen.<sup>2</sup>

**Sozio-politische Deutung:** Sie lässt sich nochmals differenzieren in eine spezielle und eine generelle. Jene würde die Situation der Höhle speziell mit Athen im 5./4. Jhdt. v. Chr. in Verbindung setzen und eine gewisse Bildungsoberflächlichkeit akzentuieren; diese würde den beschriebenen Zustand für das Gesellschaftliche aller Zeiten und Orte betonen: Die Mehrheit der Menschen, die so genannte Masse, lebt höhlenartig, und nur einzelne von ihnen fungieren als Aufklärer.

**Gegenwartskritische Deutung:** Sie spezialisiert die obige Deutung dahingehend, dass gerade in einer Zeit und Gesellschaft wie der unsrigen, die so medial bestimmt ist wie noch niemals zuvor, der Zustand prinzipiell ein höhlenartiger ist. Es sind nicht allein die Medien, die uns die Bilder geben, auf die wir direkt wie auf Abbilder und Schatten an der (Lein-)Wand schauen, sondern es sind gerade auch die durch sie und eine nie dagewesene Art von Massenkommunikation verbreiteten Inhalte, die uns bis in die eigenen Selbstkonzepte und Lebensformen als „Lurche“ prägen.<sup>3</sup> Gleichsam als Existential, also unumgänglich, leben wir in allen möglichen epistemischen wie praktischen Hinsichten geprägt: von sozialen Mustern, sozialen Normen, sozialen Rollenbildern, die allesamt auf unser individuelles Bild reziprok wirken. Dies bedingt eine Art von Unfreiheit – und also Gefangenschaft bzw. Fesselung – des Lebens als „Man“, wie HEIDEGGER es auf den Begriff gebracht hat.<sup>4</sup> Dazu kann, wenn überhaupt, nur ein Ausstieg passen, der nicht durch irgendeine Art von Bildung, sondern durch eine existentielle Lebensform des „eigentlichen“ abgelöst werden muss.

**Pädagogische Deutung:** Sie nimmt den ersten Satz – bzw. den Vorsatz – des Gleichnisses

zum Ausgang ihrer Deutung: Es ist explizit die Rede von παιδείας τε περί καὶ ἀπαιδευσίας, das ganze Gleichnis also in erster Linie eines, das für den Menschen entsprechende Zustände und Übergänge von Erziehung bzw. Nicht-Erziehung formuliert. Erziehung ist dabei etwas, das es zunächst mit epistemischen Aspekten und dem Unterscheiden von Wahrheit und Falschheit zu tun hat. Sie behauptet ferner, dass jede Art von Erziehung aus einem steilen und steinigem Auf- und Ausstieg aus einem schattig-zwielichtigen Höhlendasein besteht. Sie kann sich sogar stützen auf das Aischyleische πάθει μάθος oder auf MENANDERS Sentenz Ὁ μὴ δαρὲις ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, so dass jede wirkliche Erziehung, allen voran eine solche, die nicht bestimmte Inhalte, sondern den jeweiligen Menschen in seiner ganzen Persönlichkeit und Lebensweise zum Gegenstand hat, kein Zuckerschlecken ist. Persönlichkeitserziehung hat es nun einmal immer wieder auch mit (Um-)Gewöhnungen zu tun, die sich nicht auf das erstbeste Angenehme und Lustvolle beziehen, und einen solchen Gewohnheitsprozess beschreibt das „Höhlengleichnis“ metaphorisch mehrfach explizit (συνηθείας).

**Anthropologische Deutung:** Sie nimmt ebenfalls den Anfangssatz zum Ausgangspunkt: Vergleiche „die menschliche Natur“ (ἡμετέραν φύσιν) in Hinsicht auf Bildung und Unbildung. Sie sieht die – ungebildete – menschliche Natur als wesensmäßig höhlenartigen Zustand, aus dem nur ein mühseliger Weg des Erkennens und entsprechenden Handelns hinausführen kann. Der Mensch ist von Natur aus – so würde sie aphoristisch formulieren – das ungebildete Tier; und als solches ist er nicht unbedingt dem anderen Menschen ein „Wolf“<sup>5</sup> – was zwar im Rahmen des Möglichen, aufgrund der Ganzkörperfesselung jedoch nicht im Rahmen des Bildes wäre –, sondern schlichtweg Träger einer Lebensform, die sich mit dem Erstbesten auf eine ständig sich wiederholende Art der Tagesbeschäftigung die Zeit vertreibt, bei auch noch so trivialen Spielchen sein Gefallen findet, vor allem aber jede Art von fremder Störung als argen Angriff auf die behagliche Einrichtung im nur Eigenen erachtet. Dadurch ist der Mensch gerade nicht

das seit NIETZSCHE und durch die philosophische Anthropologie im 20. Jahrhundert viel beschworene „nicht festgestellte Tier“; sondern zunächst und zumeist ist er gerade das festgestellte und festgelegte, weil – durch Fesselung – festgesetzte Tier: In seiner Wahrnehmung von sich, von anderen Menschen und von der Welt insgesamt ist er von Anfang an so wenig offen, wie seine Behausung für ihn eine geschlossene und ausweglose Höhle ist, von der er nicht einmal weiß, dass sie eine Höhle ist.

**Ethische Deutung:** Sie macht gleichfalls jeden einzelnen Menschen zum potentiellen Aussteiger aus der Höhle als denjenigen aus, der sich auf den Weg des Suchens und Findens der Wahrheit macht. Was das „Höhlengleichnis“ für diese Deutung ist, ist eine Art methodische Lebenskarte auf dem Weg zu einem aufgeklärten, weil an der Wahrheit orientierten Leben. Sie übersetzt ebenfalls die „παιδεία“ nicht als bloße Erziehung, sondern als umfänglichere Bildung. Diese ist gegenüber jener vor allem langlebiger und selbstmotivierter – jedenfalls im Idealfall. Anders aber als die epistemische Deutung akzentuiert sie den praktischen Kern, denn jede Art von echter Bildung, die ihrem Namen gerecht werden will, erschöpft sich nicht in formalen und theoretischen Wissensaspekten, sondern ist ethische Bildung.<sup>6</sup> Dafür spricht nicht nur das Motiv, zurück in die Höhle zu kehren und die früheren Mitgefangenen teilhaben zu lassen an den neu gemachten Erfahrungen, sondern dafür spricht vor allem der Wortlaut des „Höhlengleichnisses“ selbst. Die Sonne als Metapher für die „Idee des Guten“ ist eben nicht nur die „Idee des Wahren oder Richtigen“, sondern als jene impliziert sie das angemessene Handeln: Wer, „im privaten wie im öffentlichen Bereich, vernünftig handeln will“, der muss die „Idee des Guten“ schauen (ἢ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα [...] δεῖ ταύτην ἰδεῖν τὸν μέλλοντα ἐμφρόνως πράξειν ἢ ἰδίᾳ ἢ δημοσίᾳ, 517 bf.).<sup>7</sup>

**Sokratische Deutung:** Sie erkennt in dem Aussteiger Sokrates, dem Platon hier sein ganz spezielles Denkmal gesetzt hat. Sokrates ist es, der sich von der athenischen Masse absetzt; er ist es, der der Wahrheit auf der Spur ist; er ist es, der auf Grund eines gewissen pädagogischen Eros wieder in die Höhle steigt, um durch seine Gespräche die

Bürger Athens ebenfalls zum Licht der Erkenntnis zu führen; und er ist es, der nicht nur getötet werden würde, wenn die Höhlenbewohner sich bewegen könnten, sondern der schließlich getötet wird, weil er, die Wahrheit gesehen habend, im Wettkampf um die Deutung der Schattengebilde als verblendet und unterliegend erscheint – so die bildliche Anklage –, weil er die Ordnung des Staates untergräbt – so die vermeintliche Anklage –, weil er die Kritikunfähigkeit seiner Ankläger und Gesprächspartner und deren halbgebildeten Selbstkonzepte entlarvt – so das eigentliche Anklagemotiv.

**Philosophie-Deutung:** Sie sieht in dem Bild das Philosophieren überhaupt in Szene gesetzt und kann sich stützen auf andere Stellen Platonischer Dialoge, in denen ebenfalls die höchste unwandelbare Idee und ihre Metaphorik vorkommt. So bestimmt Platon – anders als an anderen Stellen, aber doch prägend für die gesamte Geschichte bis zu heute verbreiteten Vorurteilen –, der Philosoph wäre derjenige, der einen „Eros“ habe in Bezug auf das unwandelbare Sein der Dinge (τοῦτο μὲν δὴ τῶν φιλοσόφων φύσεων περὶ ὠμολογήσθω ἡμῖν ὅτι μαθήματος γε αἰεὶ ἐρώσιν ὁ ἄν αὐτοῖς δηλοῖ ἐκείνης τῆς οὐσίας τῆς αἰεὶ οὐσης καὶ μὴ πλανωμένης ὑπὸ γενέσεως καὶ φθορᾶς, 485 a10-b3), er wäre im Kern ein Ontologe. Auch wird an späterer Stelle expliziert, dass der philosophische Bildungsweg ein langer und anstrengender Weg ist – wofür nicht zuletzt das bedenkenswert lange Curriculum jedenfalls politischer Machthaber ein Argument wäre (vgl. 540a) –, sondern es wird zudem explizit im Rahmen der konkreten Ausbildung der Philosophen das „Höhlengleichnis“ wieder ins Spiel gebracht: Denn nach ihrer philosophischen Ausbildung müssen die Kandidaten für die Praxisausbildung und der „Erfahrung“ halber wieder in die Höhle hinabgenötigt werden (καταβιβαστέοι ἔσονταί σοι εἰς τὸ σπήλαιον πάλιν ἐκεῖνο, 539 e). In den Parallelstellen zum Platonischen „Eros“ sieht diese Deutung weiteres Material für ihre Auslegung.<sup>8</sup>

**Philosophenkönig-Deutung:** Sie deutet mit Verweis auf den Kontext das Bild als dasjenige des Idealherrschers und bildet daher eine Spezialisierung von obiger Deutung. Platon hatte vorher

in der *Politeia* (473 c-d) postuliert, dass es einen guten und gerechten Staat letztlich nicht geben könne, würden nicht die Herrscher Philosophen oder die Philosophen Herrscher – würden nicht also beide, als Synonyme, die Position für einen guten und gerechten Machthaber einnehmen. Hier setzt er ins Bild, unter welchen Umständen das zu verwirklichen, wie schwierig und letztlich wie unsicher und unter Umständen tödlich ein solches Ideal wäre. Vielleicht ist dies das Eingeständnis Platons, dass sein Idealstaat nicht zu verwirklichen ist, weil es an der Ungebildetheit der Masse scheitert. So oder so behält es seine Gültigkeit als Gedankenexperiment zum idealen Herrscher. Weil sich zudem Platon des Utopiecharakters seiner ganzen Überlegungen in der *Politeia* bewusst ist (592 b), so kann auch und gerade – vor allem gegen Versuche, die diesen Staatsentwurf als unrealistisch oder unrealisierbar kritisieren – die Idee vom idealen Herrscher gewinnbringend mindestens als Gedankenexperiment fungieren.<sup>9</sup>

**Politisch-messianische Deutung:** Ihr fungiert der Aussteiger als weltlicher Messias und dann Missionar, wenn er zurück in die Höhle steigt und die ungebildete Masse zur Umkehr bekehren will. Er hat in der Oberwelt etwas gesehen und erkannt, was der breiten Masse nicht zugänglich ist. Im Prinzip kann sich jeder politisch so Aktivierte das „Höhlengleichnis“ auf seine Fahne schreiben, solange er nur mit der Ambition auftritt, wenn nicht das Beste, so doch etwas Gutes für das Volk im Sinne zu haben. Auch würde ihm ganz gut stehen, dass es damit und mit ihm kein gutes Ende nimmt, schließlich gilt nicht nur für den religiösen Propheten sprichwortartig, dass er nichts wert ist im eigenen Lande.

**Theologisch-messianische Deutung:** Sie sieht in dem Aussteiger und Rückkehrer auch den Retter und Heiland der Menschen, aber seine religiöse Spielart. Ihr ist relativ egal, dass sonstige entscheidende religiöse Motive bei Platon fehlen oder überlagert werden, aber klar ist ihr, dass der Aussteiger die „Sonne“, Bild für das Göttliche, gesehen hat. Und er kehrt um und kommt, um zu retten, um letztlich für die Sünde, für die Unkenntnis der Menschheit zu sterben. In Platon würde sie hier – wie auch mit vielen weiteren Stel-



len – vor allem den christlichen Vorreiter sehen, der zumindest diejenige Intuition hatte, für die das Christentum dann die passenden Worte und Zusammenhänge formuliert habe.

**Heimat-Deutung:** Sie wendet sich gegen alle anderen Deutungen und macht die Höhle zu einem Gut, zu Heim und Heimat, während die exotische Außenwelt zwar ihren Reiz haben mag, den Aus- und wieder Einsteiger aber eben zu einem Exoten macht. Von diesen allerdings gibt es schon genug, von diesen Weltverbesserern, Möchtegern-Erleuchteten und -Erleuchtenden – ‚Armleuchter‘, deutet sie, der an seine eigene Heimat nicht angepasst war und nicht ist und mit seinen ‚verdorbenen Augen‘ die Leute behelligt und verdirbt (διεφθαρμένος ἦκει τὰ ὄμματα, 517 a). Da ist es seine Schuld und damit muss er auf seine Kappe nehmen, dass er sich lächerlich macht (γέλωτ’ ἄν παράσχοι, ebd.). Hätte er die Kirche im Dorf gelassen, hätte er mit sich zufrieden sein können, hätte er sich mit den Schatten an der Wand begnügt, dann müsste er nicht despektierlich eine gefesselte und höhlenartige Gefangenschaft sehen, sondern dann könnte er eine durch die Fesseln gestützte und durch die Höhle geschützte Geborgenheit in den eigenen vier Wänden erkennen. Und überhaupt: Wofür hat uns denn Prometheus, der Vater der Menschen, schließlich das Feuer geschenkt? Da scheint doch wenigstens eine pragmatische Wahrheit durch! Darüber hinaus gibt es vielleicht keine höhere, schon gar keine eine höchste Wahrheit, und an der ‚Sonne‘ haben sich schon ganz andere verbrannt. Selbst wenn es sie gäbe – was nützt es, wenn sie keiner hören will? Kurz: Man muss doch nicht immer in die Ferne und Fremde streben, wenn man es daheim halbwegs behaglich haben kann.

Vielfach, aber nirgendwo so sehr wie im ‚Höhlengleichnis‘ und in seiner Deutung à la Kritischer Theorie, Medientheorie, Existenzialontologie, Bildungstheorie, Theologie oder dergleichen bewahrheitet sich das Diktum von WHITEHEAD, nach dem die europäische – und inzwischen darf man auch sagen: ein Gutteil der amerikanischen – philosophischen Tradition aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.<sup>10</sup> Im ‚Höhlengleich-

nis‘ ist dieser vielfache Anschluss in meinen Augen kein Zufall, sondern Programm, weil ich glaube, dass es diese verschiedenen Deutungen gleichsam provoziert. Zwar lässt es sich – wie kein anderes literarisches Werk – nicht x-beliebig deuten; aber es lässt sich – wie fast alle großen Werke und daher Kunstwerke – nie nur einseitig deuten.<sup>11</sup> Und doch ist es verständlich, dass eine solche Multiperspektivität ihrerseits wenn nicht ein gewisses Unbehagen, so doch auf jeden Fall die nächste Frage auf den Plan rufen muss, wie denn damit umzugehen sei: ein Autor, ein Text – und viele verschiedene, am besten gleichberechtigte Deutungen?! Das ist zu viel des Guten und das kann nicht sein!

Und doch ist es so und so ist es auch gut und vor allem ist es gut gemacht. Denn ich meine, dass das ‚Höhlengleichnis‘ ganz bewusst die epistemische Deutung expliziert und in Szene gesetzt hat. Damit hat sie gleichzeitig das in Szene gesetzt, was man als eine weitere – nämlich **hermeneutische** – Deutung ergänzen könnte. Gepaart mit der anthropologischen Deutung würde sie behaupten, dass wir zunächst und zumeist eine bestimmte Deutung der Welt, anderer Menschen, unserer selbst oder eines Textes innehaben und dadurch favorisieren, und dass diese erste zwar die erstbeste, sicherlich aber nicht die einzige und schon gar nicht die beste Perspektive ist. Wer das herausfinden will, muss in denjenigen ‚hermeneutischen Zirkel‘ einsteigen, in den nur einsteigen kann, wer eine bestimmte Perspektive schon innehat.<sup>12</sup> Ihn kann aber nur seine Kreise ziehen lassen, wer zu dieser Perspektive – sei es auf die Welt der Schatten für die Höhlenmenschen, sei es auf die Deutung des ‚Höhlengleichnisses‘ als epistemisches – weitere Perspektiven und Deutungen gesellt. Eine grundlegende Qualität des ‚Höhlengleichnisses‘ liegt also, im Gegensatz zu manch anderen großen und mehrfach deutbaren Texten, bei denen man gar nicht so genau weiß, worum es eigentlich geht, genau darin, dass sie dem Leser den Deutungsprozess dadurch erleichtert, dass es uns durch eine erste, recht offensichtliche Deutungsvariante den Einstieg erleichtert – und zwar den Einstieg in den Zirkel des Verstehens, der zu vielen weiteren Deutungen führt.

Was für das Verstehen von Texten gilt, gilt für das Verstehen insgesamt: Nur, indem wir bestimmte Perspektiven haben – und als Höhlenmenschen, sagt das „Höhlengleichnis“, haben wir diese immer –, können wir in den Prozess des Verstehens recht eigentlich einsteigen. Aber wiederum nur, indem wir uns auf die Suche nach alternativen Perspektiven machen und sie mit ihnen konfrontieren – und das ist das, was die Höhlenmenschen nicht können, was aber der Aussteiger in Szene setzt –, können wir diesen Prozess auch vollziehen. Was der Aussteiger vollzieht, nämlich seine Höhlenwelterfahrungen durch seine erzwungene Umkehr mit alternativen Erfahrungen zu konfrontieren, vollziehen wir, wenn wir die naheliegende epistemische Deutung mit alternativen Deutungen konfrontieren. Etwas platonischer ausgedrückt würde das heißen: Nur durch eine alternative Perspektive können wir von einer bloßen Wahrnehmung oder Meinung den Übergang schaffen zu einem Wissen oder Erkennen. Denn diese unterscheiden sich von jenen durch viele Aspekte, immer aber auch dadurch, dass sie Grund und Begründung für ihr Urteil durch mindestens eine zweite Sichtweise rechtfertigen können. Insofern kann es heißen: „Mit dem Zweiten sieht man besser“.<sup>13</sup>

Was man dafür aktivieren muss, rekuriert auf die unhintergehbare Kompetenz aller Fächer, die irgendwie mit Interpretationen zu schaffen haben, nämlich die zutiefst menschliche Möglichkeit, Gründe nehmen und geben und diese wohlbegründet gegen- und miteinander abwägen zu können. Letztlich ist dies nichts anderes als das Geschäft von Kritik, die niemals monoperspektivisch sein kann und die daher im Kern – und in der altgriechischen Wörterbuchbedeutung von κρίνειν – darin besteht, zuerst zu unterscheiden und anschließend zu entscheiden. Die Mehrdeutigkeit und Mehrdeutbarkeit fordert und fördert diese kritische Arbeit grundlegend, weil wir – vor aller so genannten und viel zu oft geforderten „kritischen Stellungnahme“ – Unterscheidungen brauchen: Wir brauchen verschiedene Perspektiven, und die verschiedenen Deutungen übernehmen genau das; und je mehr verschiedene Perspektiven wir haben, desto differenzierter und umsichtiger kann unsere Kritik ausfallen; und je

gleichberechtigter diese Perspektiven zunächst nebeneinander stehen, desto gerechter und auf richtiger wird das Urteil erfolgen können.

All das liegt jenseits hermeneutischer Willkür. Es liegt vielmehr ganz auf der Linie dessen, was beispielsweise UMBERTO ECO kurz und präzise so bestimmt: „Literarische Werke laden uns ein, sie frei zu interpretieren, insofern sie uns einen Diskurs mit mehr als nur einer Lesart vorsetzen und uns mit den Mehrdeutigkeiten sowohl der Sprache als auch des Lebens konfrontieren“, wengleich man dabei jederzeit einen „tiefen Respekt“ haben sollte vor der „Intention des Textes“.<sup>14</sup> Um aber, so könnte man erstens ergänzen, die mögliche „Intention des Textes“ herausfinden zu können, muss man selbst in den Prozess des Mehrdeutens einsteigen. Jede Deutung, die nicht Dogma und unbegründet sein will, bedarf mindestens einer weiteren Deutung, mit der sie sich konfrontieren und von der sie sich kontrastieren kann.<sup>15</sup> Zweitens sind es nicht nur die „Mehrdeutigkeiten“, sondern gerade auch die Undeutlichkeiten, die diesen vorausgehen und die eine sei es Einladung, sei es Provokation des Textes bedingen. Das „Höhlengleichnis“ hat seine Klasse als „offenes Kunstwerk“ gerade auch dadurch, dass es – wie viele große Literatur – an entscheidender Stelle bewusst offen gelassen ist. Es wird etwa nicht ausgeführt, wer denn die Höhlenmenschen gefesselt hat und warum und wodurch; nicht, wer den Aussteiger befreit und weshalb; wer überhaupt die Höhlenmenschen sind und wer der Aussteiger; auch nicht, warum der Aufstieg steil und steinig sein soll und die Höhle überhaupt als eine Höhle und degradiertes Szenario gemalt ist; wieso genau der Aussteiger wieder zum Einsteiger wird; und letztlich auch nicht, warum er getötet werden würde.

Durch all das übt der Umgang mit dem „Höhlengleichnis“ das aus, was eminent zur „historischen Kommunikation“ – oder wie immer das Kernanliegen des Faches Griechisch oder sonst eines Faches heißen will – gehört, recht eigentlich besehen aber übt er etwas ein, was darüber, wengleich gar nicht so weit über das Fach hinausgeht. Denn die Arbeit am Text kann bedingen, was das Anliegen der zumindest griechisch-antiken Philosophie war. Diese ist – so abstrakt, so

theoretisch sie auch sein mag – im Kern immer praktische Philosophie bzw. Ethik. Die „Idee des Guten“ steht dafür Pate, die Sokratische Grundfrage danach, wie man ein gutes Leben führen könne, steht dafür Pate, und Pate stehen dafür auch die ersten Fußnoten zu Platon aus hellenistischer Zeit, die den theoretisch-abstrakten Über- bzw. Unterbau weglassen und ganz vehement sich auf die Lebenskunst fokussieren. Was diese Textarbeit nämlich einübt mit den vielfachen, begründeten Deutungen einer Ausgangslage, ist das, was man jenseits von Texten auch sonst im Leben braucht – und auf die eine oder andere Weise immer beansprucht. Das Deuten bzw. das Verstehen – auch das hat HEIDEGGER grundgelegt<sup>16</sup> – ist ein unhintergebarer Bestandteil menschlichen Lebens. Wir haben immer schon gedeutet, wir deuten ständig, wir müssen ständig deuten, und allen voran deuten wir uns selbst und andere Menschen, mit denen wir zu tun haben, ständig – einerlei, ob uns das immer klar ist oder nicht und ob wir das wollen oder nicht und ob wir dabei richtig liegen oder nicht.

Gerade aber deshalb müssen auch das Deuten, das Verstehen oder die Hermeneutik in Lebensangelegenheiten geschult werden. Sie werden geschult und damit zu einer „Hermeneutik der Lebenskunst“, so WILHELM SCHMID, dadurch, „mit Hilfe von Interpretationen die Perspektive herzustellen, die in der Lage ist, dem Leben Sinn zu geben – einen Sinn, der dem Konglomerat namens Leben nicht etwa nur abzulesen ist, sondern der in es hineinzulegen ist, um aus ihm herausgelesen werden zu können.“<sup>17</sup> Damit man aber nicht irgendetwas herausliest, damit man die jeweils angemessene und plausible Balance zwischen den „zwei Gefahren: Beliebigkeit auf der einen, Anspruch auf Ausschliesslichkeit auf der anderen Seite“ entgehen kann, bestehen sowohl Lese- als auch Lebenskunst, bei aller Verschiedenheit, doch immer auch in dem, was man mit Texten, die es wert sind, gleichermaßen macht und durch sie vielleicht am besten einüben kann.<sup>18</sup> Wer es da nur bei der ersten oder erstbesten Deutung beließe, würde es nicht besser machen als der, der das „Höhlengleichnis“ nur auf eine Art lesen ließe – und damit letztlich auch nicht besser als

der, der in der Höhle lebte und nur eine Sichtweise kennen könnte.

Was das Kernproblem der Höhlenmenschen nämlich ist, liegt weniger darin, dass sie nur eine Sicht auf die Welt und Wirklichkeit haben, sondern vielmehr darin, dass sie sich nicht bewusst sind, dass sie nur *e i n e* Sicht haben. Sie haben keinen Schimmer davon, dass sie nur eine schimmernde und flackernde Weltversion vor und damit auch von sich haben. Sie haben keinen Schimmer davon, dass es Alternativen des Erkennens und des Lebens gibt. Beides hängt im „Höhlengleichnis“ eminent miteinander zusammen, und nicht nur die Engführung, sondern die Einheit von Theorie bzw. Erkenntnis und Praxis ist ein Punkt, durch den Platon bzw. Sokrates weit vor vielen neuzeitlichen und auch zeitgenössischen Theorien liegt. Im Kern besagt er, dass verschiedene Erkenntnisweisen und Einsichten notwendig davon abhängen, wie und wo und mit wem man lebt: Ohne bestimmte Erfahrungen, Lebensweisen oder Übungen kann man zu manchen Einsichten und Erkenntnisweisen nicht gelangen. Deshalb sehen die Höhlenmenschen nur das, was sie sehen, deshalb fällt das Curriculum des aufrichtigen Philosophen so und so lang aus, wie es oben genannt ist, und deshalb, weil echte Einsicht und Erkenntnis im Sokratischen Sinne von der ganzen Persönlichkeit abhängt und Handeln impliziert, kann es kurz und formelartig heißen: ἦθος διὰ ἔθος, Charakter durch Gewohnheit (Nomoi 792 e).

Der Dogmatismus des Höhlenmenschen hat daher praktische und ethische Konsequenzen. Weil er nur eine Sicht kennt, steht für ihn alles von Anfang an fest.<sup>19</sup> Zu einer realistischen Einschätzung der Welt ist er nicht fähig, weil er nicht in der Lage ist, verschiedene Perspektiven zu erkennen oder anzuerkennen. Verschiedene Perspektiven aber sind das Realistischste von der Welt. Erstens begegnen wir ständig – außer, wir leben in der Höhle – anderen Menschen; und andere Menschen sind immer Menschen mit anderen Perspektiven; das ist das, was die Welt und das Leben gehaltvoll und reich, jedenfalls spannend macht. Und zweitens ändern wir – außer, wir leben in der Höhle – im Laufe unseres Lebens unsere Perspektiven mehrfach,

sei es im Laufe der Zeit nacheinander, sei es zu gleicher Zeit und in Zeiten des Zweifels nebeneinander; auch Perspektiven, vor allem die etwas existenzielleren, müssen erst gebildet werden und Bildung ist im Kern immer auch diese Perspektivenarbeit, die nötig überall dort ist, wo für den Menschen nicht klar ist, wer oder was er ist und, vor allem, sein und tun soll. Wo das für einen Menschen gänzlich klar wäre, hätte das Leben einen Gutteil seiner Spannung verloren – so wie für einen Interpreten ein Kunstwerk seine Spannung verloren hätte, sobald er glaubt, die eine Deutung schlechthin gefunden zu haben. Was verschiedene Lesarten des Textes sind, entspricht diesen verschiedenen Sichtweisen des Lebens.

Kurz gesagt: Die Grundfrage der griechischen Philosophie als ethische Grundfrage, wie man ein gutes Leben führen könne, kann zwar beantwortet – und gelebt – werden nicht nur mit Verweis auf die Probleme von Perspektiven und Mehrdeutigkeiten, aber auch nie ohne ihn. So ist der Umgang mit verschiedenen Perspektiven und ihrer Mehrdeutigkeit etwas, was einen kompetenten Menschen nicht nur, aber immer auch ausmacht. Und so ist die hermeneutische Arbeit am „Höhlengleichnis“ eine Arbeit, die vieler weiterer Kompetenzen bedarf, aber ohne die Kompetenz des Perspektivismus und der Mehrdeutigkeit auch nicht auskommt.

Wie nicht bei Texten, so auch nicht sonst im Leben heißt das, dass hier völlige Willkür herrschen sollte und alles und jedes gleichberechtigt und jede Perspektive gleich berechtigt wäre. Aber es heißt, dass für die jeweiligen Umstände, die jeweiligen Menschen, mit denen man jeweils zu tun hat, die jeweiligen Wünsche, Ziele und sonstigen Überzeugungen, die allesamt jeden einzelnen Menschen ausmachen, eigens zu suchen und zu finden ist, welche Art und Weise von Perspektive(n) am plausibelsten ist. Damit dieses Suchen und Finden ihrerseits nicht willkürlich ausfallen und durch eine vorschnelle und einseitige Festlegung andere Menschen und man selbst in eine höhlenartige Fesselung gezwängt würden, bedarf es erstens des beschriebenen Mehrdeutens und Unterscheidens. Ihm kann, als zweiter Bestandteil dessen, was oben als Kern von Kritik vorgeschlagen wurde, das Entscheiden folgen, sodass es

zunächst zu einer Gewichtung der verschiedenen Deutungen kommen kann. Beides ist nicht nur ein elementarer Teil von Kritikfähigkeit, sondern zugleich von humanistischer Bildung, die ja, wie der Name sagt, etwas mit Menschen und, mehr noch, mit dem Menschlichen zu tun haben will. Die Vorschule aber dafür bietet wiederum die Arbeit am Text, denn auch für das „Höhlengleichnis“ würde man diskutieren, ob einige der gefundenen Deutungsmöglichkeiten plausibler sind als andere, ob es eine Hierarchie gibt, ob einige grundlegender sind. Diese doch sehr ambitionierte Arbeit, bei der auf die Rekonstruktion des „Höhlengleichnisses“ aus der ersten Erarbeitungsphase rekurriert wird, ist ihrerseits die Vorarbeit zur Klärung der interpretatorischen Königsfrage auch und gerade im schulischen Kontext, die man ebenfalls Sokrates zuschreiben kann. Seine τί ἐστίν-Frage fragt eben nicht nur, was etwas ist oder sein könnte, sondern sie fragt auch, was man damit bittschön anfangen soll. Sie fragt nach der Plausibilität des Ganzen und damit danach, ob etwas und gegebenenfalls was genau uns das „Höhlengleichnis“ heutzutage und jeweils mit auf den Weg geben könnte. In diesem Plausibilitätstest besteht nicht nur der Kern von Textarbeit, nicht nur die tiefste philosophische Frageweise, sondern auch der Kern dessen, was für den altsprachlichen Unterricht ein Anliegen sein muss.

Und wie plausibel ist das Ganze nun? Diese Frage kann und möchte ich ebenso offen lassen wie die Frage danach, welche der Deutungen nun die naheliegendste ist. Vielleicht wäre ja wirklich am plausibelsten die Möglichkeit, dass Platon dies letzten Endes offen lassen wollte – und wenn nicht Platon, so doch Sokrates. Dann würde das „Höhlengleichnis“ in einer gewissen Übereinstimmung stehen mit einigen Sokratischen Dialogen, die sich in ihrer Struktur auf einen ganz ähnlichen Weg gemacht haben: Sie haben verschiedene Perspektiven auf grundlegende menschliche Angelegenheiten zu Wort kommen lassen, ihre Gründe und Gegengründe ins Spiel gebracht, um am Ende durch gewisse Ausweg- und Ratlosigkeit einen entscheidenden Rat zu geben: dass mehrere und verschiedene Perspektiven der Wahrheit näher kommen können als die

jeweils nur eigenen einzelnen, und dass, jedenfalls bei grundlegenden menschlichen Fragen, ein offenes Ende manchmal besser ist als ein vor-schnell geschlossenes. Und so steht am – offenen – Ende: Sicherlich können – und in der Schule normalerweise: dürfen – wir bei der Textarbeit mehrere Deutungen und damit die Mehrdeutbarkeit nicht immer das letzte Wort haben lassen – aber manchmal wäre das besser, als die Unklarheiten eindeutig klären zu wollen. Und ebenso sicherlich können wir uns bei der Lebensarbeit nicht immer auf die Viel- und Mehrdeutbarkeit herausreden und das Handeln blockieren lassen – aber manchmal wäre das eindeutig besser, als mit den vermeintlichen Eindeutigkeiten sich und andere Menschen zu blockieren, und eindeutig daher manchmal auch besser, als überhaupt zu handeln.<sup>20</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Namentlich sind das: Ekaterini Giagkou, Hanno Wiehe und Torrent Balsamo.
- 2) Vgl. für eine schöne implizite Adaption etwa Marie-Sabine Roger, *Das Labyrinth der Wörter*, übers. v. Claudia Kalscheuer, Hamburg 2010, S. 48f.
- 3) Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt/M. 2001, S. 43. Eine interessante Art von Dialektik legt vor diesem Hintergrund Rebekka Reinhard nahe, die meint, in unserer heutigen medial vermittelten Informationsbeschaffungswangswelt würden gerade diejenigen als „Höhlenmenschen gelten“, die sich und ihr Leben nicht ständig mit Hilfe des gängigen alltagswissenschaftlichen Vokabular- und Theoriesystems updaten. Wenn also sowohl diejenigen, die sich ihr Leben von den Medienbildern auslegen lassen, als auch diejenigen, die das nicht wollen, in der Höhle leben, dann haben wir ein Problem – aber weniger mit der Deutung der Höhle, als mit dem Platz in ihr. Vgl. Rebekka Reinhard, *Odysseus oder Die Kunst des Irrs*. Philosophische Anstiftung zur Neugier, München 2010, S. 27.
- 4) Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1963, § 27.
- 5) So die vielleicht berühmteste anthropologische Bestimmung, die auf eine Formulierung von Plautus und die theoretische Ausformulierung von Thomas Hobbes zurückgeht, die ihrerseits wiederum die Vorlage bei Platon zu suchen hat (vgl. *Nomoi*, 626 d u. 875 a).
- 6) Vgl. dazu Thorsten Sindermann, *Bildung gebildet*, in: *Ideologiekritik Aktuell*, hrsg. v. Christian Duncker, London 2014.
- 7) Wie und warum das „Höhlengleichnis“ die Vorlage für Aspekte einer zeitgenössischen ethischen Lebenskunst sein kann, hat José Saramago in seinem Roman „*Das Zentrum*“ – das selbst als modernes Symbol für Platons Höhle gelesen werden kann und in dessen Untergeschoss eines Tages die originale Höhle entdeckt wird – raffiniert und gegenwartskritisch in Szene gesetzt.
- 8) Ähnlich, jedoch mit fast entgegengesetztem Ausgangsmaterial, hat in jüngerer Zeit etwa Holzamer die Ursache dafür, dass „die Menschen in einer so sinnhaft-überreichen Erlebniswelt wie der heutigen so wenig zum Philosophieren gelangen“, unter anderem darin gesehen, dass sie insofern höhlenartig leben, als „sie an der schönen oder häßlichen Oberfläche hängen“ bleiben und „sich nicht Zeit und Muße, zum Kern weiterzudringen“ und zum „Sein der Dinge“, nehmen. Vgl. Karl Holzamer, *Philosophie. Einführung in die Welt des Denkens*, Augsburg 1990, S. 18.
- 9) Vgl. unmissverständlich und plausibel speziell zur *Politeia* und generell zur Utopie, die „nicht primär Handlungsentwurf, sondern Gegenwartskritik“ ist und das gerade durch ihre „provozierende Erfindung“ sowie das Bewusstsein, dass sie nicht eins-zu-eins realisierbar ist, ausdrückt: Hans-Georg Gadamer, *Was ist Praxis? Die Bedingungen gesellschaftlicher Vernunft*, in: ders., *Vernunft im Zeitalter der Wissenschaft*, Frankfurt/M. 31991, S. 54-77, S. 67f.
- 10) “The safest general characterization of the European philosophical tradition is that it consists of a series of footnotes to Plato.” Alfred North Whitehead, *Process and Reality. An Essay in Cosmology*, New York 1979, S. 39.
- 11) Manchmal spricht die bewusste Intention des Autors dagegen, weil er sich nicht auf eine Deutung festnageln lassen will, so dass allein jeder Versuch einer solchen hermeneutischen Kreuzigung einen geistigen Mord bedeuten würde. Manchmal spricht die Struktur eines Werkes, vor allem der Literatur und des Films, dagegen, weil sie komponiert ist aus einer Mehrzahl verschiedener und gleichberechtigter Perspektiven. Vgl. dazu etwa Thorsten Sindermann, *Über praktischen Humor. Oder eine Tugend epistemischer Selbstdistanz*, Würzburg 2009, S. 202-206.

- 12) Hans-Georg Gadamer, Vom Zirkel des Verstehens, in: ders. Hermeneutik II: Wahrheit und Methode. Ergänzungen/Register, in: ders., Gesammelte Werke, Tübingen 1993, Bd. 2, S. 57-65.
- 13) Nämlich: mit dem zweiten Auge, das heißt: mit der zweiten Perspektive. Nur in Hinsicht auf die Differenziertheit kann es heißen, dass man – anders als Polyphem, dem möglichen Urahn der Höhlenbewohner – mit einer zweiten Perspektive „besser“ sieht. Alles andere hängt hier von der genauen Bedeutung von „besser“ ab und davon, was man sehen will: Differenzierter und daher kritischer? – Ja. – Vorteilhafter, pragmatischer, wettbewerbsorientierter (bei den Schattenspielen)? – Nein! Passenderweise wirbt ein namhafter Autohersteller, der den Stern im Visier und wohl die „Sonne“ im Sinn hat, derzeit mit dem Slogan: „Das Beste kennt keine Alternative.“ Der Spruch hat natürlich etwas, aber philosophisch hat er nur C-Klasse-Qualität. Denn abgesehen von der logischen Evidenz, dass das „Beste“ als Superlativ und damit als Alleinstellungsmerkmal sich per se dadurch auszeichnet, dass es keine Alternative hat, könnte es – und niemand – von seinem Status wissen, wenn es sich nicht von Alternativen unterscheiden könnte. Wo es alternativlos nur eine Sache gäbe, gäbe es keinen Superlativ.
- 14) Umberto Eco, Über einige Funktionen der Literatur, in: ders., Die Bücher und das Paradies, übers. v. Burkhard Kroeber, München 2006, S. 9-24, S. 13. Ich denke, Eco hat hier etwas im Sinne, was man hermeneutische Aufrichtigkeit nennen könnte und was für ein redliches Bemühen um ein angemessenes Verstehen und Deuten steht. Platon hat interessanterweise in Bezug auf das Philosophieren und damit eine ethisch angemessene Lebensweise eine ähnliche Klausel, die er mit dem Wort γνήσιος fassen möchte und die Schein und Sein, unecht und echt, geschauspielerte und wirkliche Lebensweise differenzieren soll (vgl. 535 c u. 536 a). Auch durch diese Aufrichtigkeits-Klausel kommen erst die Sophisten und Rhetoren als die Widersacher von Sokrates ins Spiel, sofern sie der Maxime von Protagoras folgen und den schwächeren λόγος zum stärkeren machen. Dadurch nämlich können sie mit mindestens zwei Perspektiven spielen und dadurch unterscheiden sie sich von den Höhlenbewohnern. Es kann daher nicht ihre Kritiklosigkeit sein, an der man Anstoß nehmen kann, sondern eher die fehlende Einsicht oder eben Aufrichtigkeit, alles in allem sachlich bessere Gründe schlechteren vorzuziehen.
- 15) Das gilt auch für denjenigen Leser oder Lehrer, der diese ganze Deutungsoffenheit nicht akzeptieren will. Wer nämlich eine definitive Deutung favorisiert, wird diese überhaupt erst bzw. besser stützen können, wenn er sie von anderen, alternativen Deutungen abgrenzt. Der Weg über verschiedene Deutungen wäre damit so oder so lohnend und daher für den Unterricht nicht nutzlos.
- 16) Vgl. Heidegger, Sein und Zeit, a.a.O., § 31.
- 17) Wilhelm Schmid, Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung, Frankfurt/M. 1998, S. 294 u. 289.
- 18) Vgl. für weitere „Sinne“ des Lesens Thorsten Sindermann, Fünf Sinne des Lesens – oder ein sechster Sinn, in: Perspektiven der Philosophie. Neues Jahrbuch, hg. v. Georges Goedert u. Martina Scherbel, Bd. 40/2014, Amsterdam 2014, S. 217-274.
- 19) Der Dogmatismus hat hier wie so oft seinen Grund darin, dass der Dogmatiker seinen status quo nicht erkennt, eben weil man keine gleichwertige Alternative sei es erkennen, sei es anerkennen kann. Was dem Höhlenmenschen fehlt, ist das, was ebenfalls elementar zur Person des Sokrates gehört: sein Bemühen, der Obermaxime des Delphischen Orakels nachzukommen und sich selbst zu erkennen (γνώθι σαυτόν; vgl. etwa Platon, Protagoras, 343 b, Phaidros, 229 e, Philebos, 48 c, Charmides, 164 e) – was Sokrates jedenfalls dadurch macht, dass er sein Bewusstsein zu schärfen versucht in Hinsicht darauf, was er nicht weiß und worin er unwissend ist. Dieser Punkt stützt die obige sokratische Deutung, mutatis mutandis aber jede andere auch, da er natürlich etwas markiert, das für Erkenntnisse und Einsichten generell gültig ist: Ein Perspektivenwechsel ist notwendig, um erkennen zu können, welche Position und Perspektive man einnimmt.
- 20) Ein herzlicher Dank gilt Riccarda Schreiber für die bedachte Durchsicht dieser Ausführungen. Die Verweise auf Prometheus, Polyphem, die Sophisten sowie viele weitere kritische und gute Punkte gehen auf die vielen guten und kritischen Gespräche mit Thomas Backhuys zurück – und auch die knifflige Abschlussfrage, warum wohl Diogenes auf der sonnigen Agora gerade ein Feuer in seiner Laterne anzündete, um einen Menschen zu suchen?!

THORSTEN SINDERMANN, Düsseldorf

# Lagersturm? Partisanenüberfälle? Vernichtungsschlacht?

## Gelände und Verlauf der Varusschlacht

### Einleitung

Der Verlust der Legionen XVII, XVIII und XIX im Spätsommer oder Herbst des Jahres 9 n. Chr. war für Rom ein traumatisches Ereignis, wie aus der literarischen Überlieferung erhellt. Sehr bald schon wurde es von mehreren Historiographen beschrieben.<sup>1</sup> Doch die zeitnahen Berichte über den Ablauf des Geschehens sind nicht erhalten. Die früheste Darstellung, die wir kennen, ist die des FLORUS, die mehr als hundert Jahre nach dem Desaster entstand. Der zweite erhaltene Bericht, der des CASSIUS DIO, ist weitere hundert Jahre jünger.

Die beiden Autoren stellen den Verlauf der Varusschlacht gegensätzlich dar. Nach Florus drangen die Germanen in das Römerlager ein, während Varus über Germanen zu Gericht saß. Nach Cassius Dio wurden die Legionen auf ihrem Zug durch unwegsame Wälder von germanischen Partisanen vernichtet, deren Überfälle sich über Tage erstreckten. In der modernen Forschung wird noch eine dritte Variante zum Verlauf des Kampfes erörtert, die nur eine oder wenige Stunden dauernde Vernichtungsschlacht im offenen Gelände.<sup>2</sup>

Florus' Darstellung wurde nur von wenigen Wissenschaftlern als zuverlässig betrachtet, vor allem von LEOPOLD VON RANKE. Heute wird gegen Florus ins Feld geführt, es sei schlecht vorstellbar, dass die Germanen ein Römerlager, in dem drei Legionen stationiert waren, hätten einnehmen können.<sup>3</sup> Allerdings lässt Florus' Bemerkung „Nichts war blutiger als diese Niederlage zwischen Mooren und Wäldern“ (Flor. *epit.* 2.30) auch die Interpretation zu, der Kampf habe sich nach dem Überfall im Lager ins Gelände ausgedehnt.<sup>4</sup> Zwar nennt bereits VELLEIUS PATERCULUS als Grund für die Niederlage des Varus „Wälder und Moore“ (Vell. *Hist. Rom* 2.119.2), und das wird bei ihm, der in Germanien Dienst getan hatte und die ersten Berichte kannte, eine realistische Landschaftsbeschreibung sein. Doch dürfte Florus gut hundert Jahre später die Worte „in Wäldern und Mooren“ eher als gängigen Germanientopos aufgefasst haben, etwa in dem

Sinne „in jenem Land der Sümpfe und Wälder“, wie TACITUS es beschrieben hat: „Auch wenn das Land in seinem Aussehen zum guten Teil Unterschiede aufweist, ist es insgesamt doch wegen seiner Wälder schrecklich und wegen seine Moore abstoßend“ (*Germania* 5.1).

Die aktuelle Forschungsmeinung gibt Dios Version den Vorzug. Repräsentativ ist MANUWALDS Urteil, der zwar anerkennt, dass in der Schlachtenschilderung rhetorische Elemente auftauchen, die differenzierte Geländebeschreibung jedoch als Beleg dafür ansieht, dass es sich nicht nur um eine bloße Ansammlung von Topoi handelt, sondern dass wirkliche Nachrichten zugrunde liegen.<sup>5</sup>

Mit dem Urteil, Varus' Legionen seien in einem einzigen Vernichtungskampf von kurzer Dauer überwältigt worden, steht WELLS bisher allein da.<sup>6</sup>

Die Forschungssituation ist also nicht zufrieden stellend. In der vorliegenden Arbeit versuche ich, einer Lösung der Frage nach dem tatsächlichen Verlauf der Varusschlacht durch den Versuch einer Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte, durch philologische Untersuchungen zu relevanten Begriffen sowie den Vergleich mit antiken Berichten über andere Schlachten, die unter ähnlichen Voraussetzungen stattfanden, näher zu kommen.

### Überlieferung der Varusschlacht

Zu bedenken ist zweierlei: Zum einen ist das Hauptanliegen der antiken Historiographie nicht eine genaue Rekonstruktion der Handlungen, sondern das Darlegen der Ursachen, Beweggründe, Triebfedern. Gerade in der Kaiserzeit spielt immer auch die Rücksichtnahme auf den Herrscher eine Rolle, sei es in Form der Propaganda oder einer oppositionellen Tendenz; TACITUS' „*sine ira et studio*“ ist bekanntlich das typische Beispiel für die Verschleierung letzterer.

Zum zweiten gibt es eine Tradition der römischen Geschichtsschreibung, in der Ausschmückungen und Akzentverschiebungen nicht nur üblich, sondern von der Theorie gera-

dezu gefordert waren. QUINTILIAN *inst.* 10.1.31 rückt die Geschichtsschreibung in die Nähe der Poesie, sie soll erzählen, nicht aufklären: „Die Geschichtsschreibung kann auch den Redner mit einem inhaltsreichen und erfreulichen Saft nähren. Sie selbst aber soll so zu lesen sein, dass wir begreifen, dass der Redner die meisten ihrer Vorzüge zu vermeiden hat. Sie steht nämlich den Dichtern am nächsten und ist gewissermaßen ein Prosagedicht, und sie wird geschrieben, um zu erzählen (*ad narrandum*), nicht um aufzuklären (*non ad probandum*), und das gesamte Werk wird nicht zum politischen Handeln und zum zeitgenössischen Kampf verfasst, sondern für die Nachwelt zur Erinnerung und zum Ruhm der herausragenden Persönlichkeit. Und deswegen vermeidet sie mit eher ungewohnter Wortwahl und kühneren Bildern eine Langeweile des Erzählens.“ LUKIAN meint: „Bisweilen wird die historische Muse sogar als eine Verwandte der Dichtkunst erscheinen, in so weit auch sie eines erhabenen Schwunges fähig ist, zumal wenn sie Schlachtordnungen, Gefechte und Seetreffen darzustellen hat. Denn alsdann muß ein poetischer Geist gleich einem günstigen Winde in die Segel blasen, und ihr Fahrzeug hoch über die Wogen hinwegtragen. Der Ausdruck aber muß gleichwohl zu Lande nebenher gehen [...]“.<sup>7</sup> Bei Lukian soll das Poetische also in der Erfindung liegen, nicht im Stil.

Es ist demnach eher wahrscheinlich, dass die beiden so unterschiedlichen Schilderungen des Schlachtenverlaufs bei Florus und Dio die Extreme unterschiedlicher Überlieferungsstränge sind, als dass der eine auf reiner Erfindung beruht und der andere eine zwar erzählerisch gestaltete, aber insgesamt faktengetreue Darstellung gibt. Diese Überlegung führt zu dem Versuch, die Überlieferungsgeschichte zu rekonstruieren.

Für die Überlieferung der Varusschlacht ist von nachstehender Abfolge auszugehen: Einen authentischen Bericht gibt es nicht, da Varus und alle höheren Offiziere die Schlacht nicht überlebt hatten. Ob Augenzeugen in Rom befragt werden konnten, ist fraglich; nach Cassius Dio wurde den Überlebenden, die in Gefangenschaft gerieten und später von ihren Verwandten freigekauft

wurden, die Rückkehr nach Italien verwehrt,<sup>8</sup> während die bekannten Quellen von solchen, die dem Massaker entkamen und sich zu den Kastellen am Rhein durchschlugen, schweigen.

### Primärquellen

Die ersten Reflexe der Varus-Katastrophe im Spätsommer oder Frühherbst des Jahres 9 n. Chr. sind in der römischen Literatur bei den Dichtern OVID und MANILIUS nachzuweisen. Der dritte zeitgenössische Autor, von dem wir etwas erfahren, ist der Geograph STRABON. Alle drei stehen außerhalb der Historiographie, sind aber gerade deshalb in den Tatsachenmitteilungen ernst zu nehmen.

Ovid nennt keine Einzelheiten. Bei Manilius 1.898ff. „[...] als z. B. das wilde Germanien das Bündnis brach und den Heerführer Varus dahinraffte und mit dem Blut von drei Legionen die Felder (*campos*) tränkte, brannten überall in der ganzen Welt bedrohliche Flammen“ ist das Wort *campos* zu beachten, das im Lateinischen als „G[e]g[en]s[a]tz zu Bergen und Wäldern“ gebraucht wird. Da sowohl *montes* als auch *silvas* metrisch an der Stelle von *campos* passen und andererseits GERMANICUS die Gebeine der *in Teutoburgiensi saltu* gefallenen Legionäre mitten auf freiem Feld (*medio campi*) fand,<sup>10</sup> ist hier schon ein Hinweis, dass die Schlacht nicht in Wäldern und Bergen stattfand.

STRABON (*geographica* 7.1.4) nennt eine Fülle von Namen und Verwandtschaftsbezeichnungen, an denen zu erkennen ist, dass er eine offizielle Quelle benutzte. Zusätzlich benennt er einen Hinterhalt (ἐξ ἐνέδρας) der Germanen.<sup>11</sup>

Als Primärquelle muss der Rechenschaftsbericht des GERMANICUS vom Jahre 15 angenommen werden. Offensichtlich stand er Strabon zur Verfügung sowie Tacitus, der als seine Quellen neben Historiographen (*auctores*) mehrfach auch „Senatoren“ (*senatores*) angibt, womit vor allem das Senatsarchiv gemeint sein muss. Römische Augenzeugen der Varusschlacht konnten in der Hauptstadt nicht befragt werden, aber die zeitgenössischen Historiker, unter ihnen Velleius Paterculus und AULUS CREMUTIUS CORDUS, konnten auf die Auskünfte des am Aufstand gegen Varus beteiligten SEGESTES zurückgreifen, der in den Jahren 16 und 17 in Rom war.



## Sekundärquellen

Bei den Historiographen des 1. Jahrhunderts haben sich offenbar schon die unterschiedlichen Überlieferungsstränge herausgebildet. Außer den genannten Zeitgenossen ist AUFIDIUS BASSUS namentlich bekannt. Auch das Werk des MARCUS SERVILIUS NONIANUS, der wohl erst unter TIBERIUS das Erwachsenenalter erreichte, dürfte zu den Sekundärquellen zu rechnen sein. Alle frühen Werke, in denen die Varusschlacht behandelt wurde, sind verloren, ebenso die Bücher des älteren PLINIUS über die Germanenkriege aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts, die Tacitus allerdings auswertete.

Aus dem Erhaltenen ist zu erkennen, dass sofort drei Aspekte in der Beurteilung der Katastrophe eine zentrale Rolle spielten: 1. die Schuldzuweisung an Varus, 2. die Fähigkeiten des ARMINIUS und 3. die Landesnatur der *Germania Magna*. Dass in den zeitnahen Darstellungen der Ablauf des Kampfgeschehens eine Rolle gespielt hätte, ist nicht zu erkennen.

In der antiken Literatur gibt es nur eine Stelle, an der geographische Angaben zur Örtlichkeit der Varusschlacht gemacht werden. Tac. *ann.* 1.60.3: „Von dort wurde das Heer in das entfernteste Gebiet der Brukterer geführt und das ganze Land zwischen Ems und Lippe verwüstet, nicht weit vom *Teutoburgiensis saltus*, in dem die Überreste des Varus und seiner Legionen unbestattet lagen, wie man erzählte.“

Tacitus' Werk *Ab Excessu Divi Augusti*, generell *Annales/Annalen* genannt, war lange verschollen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts<sup>12</sup> wurde eine Abschrift im Kloster Corvey entdeckt. Damals gab es jedoch in dem in Frage kommenden Gebiet keinen Ort namens Teutoburg und keine mit einem solchen Begriff gebildete Geländebezeichnung. Da man die *Naturalis historia* des PLINIUS MAIOR (23-79) kannte, der die Mittelgebirge Germaniens *saltus* nennt, übersetzte man *Teutoburgiensis saltus* mit „Teutoburger Wald“, wie in Deutschland ja sehr viele Mittelgebirge „Wald“ genannt werden, z. B. Schwarzwald, Bayrischer Wald, Kaufunger Wald, Habichtswald. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde zunächst wegen Tacitus' Angabe, die Varusschlacht habe nicht weit vom Gebiet der

Brukterer zwischen Ems und Lippe stattgefunden, der Lippische Wald, später auch der sich nach Nordwesten anschließende Osning, in dem sich die als die historische Teutoburg vorgestellte Grotenburg befindet, umbenannt in „Teutoburger Wald“.

Da *saltus* in der lateinischen Literatur jedoch nicht nur in der Bedeutung „Waldgebirge“ vorkommt, sondern auch als „Engpass, Schlucht“, z. B. LIVIUS 25.5.8 *Thermopylarum saltum*, ist zu prüfen, welche dieser Geländeformen mit *Teutoburgiensi saltu* gemeint ist. Das geschieht durch eine Korpusanalyse, die die Autoren von den Anfängen der lateinischen Literatur bis zu den Zeitgenossen des Varus erfasst.

## Untersuchung der Bedeutung von *saltus*

In einer Korpusanalyse<sup>13</sup> wird die Bedeutung von *saltus* bei den folgenden Autoren untersucht: CAESAR, CICERO, CATULL, SALLUST, CORNELIUS NEPOS, LIVIUS, VERGIL, HORAZ, VELLEIUS PATERCULUS, LUCAN, PLINIUS MAIOR. Es sollen hier nicht alle Vorkommen angeführt werden, sondern nur einige markante.

Bei CAESAR kommt *saltus* selten vor, im *bellum Gallicum* 6.43.5 als „Schlucht“ und 7.19.2 „Pfad durch ein Moor“, im *bellum civile* (1.38 *saltu Castulonensi*) und 7.19.2 (*saltu Pyrenaeo*) in Verbindung mit von Ortsnamen abgeleiteten Adjektiven in der Bedeutung „Pass bei Castulo/Pyrene“. Der *saltus Pyrenaeus* ist der Weg von Spanien nach Gallien zwischen dem östlichen Ausläufer des Gebirges und dem Meer.

CICERO *ad fam.* 8.5 (Brief des CAELIUS) „Gebirgstal“ und 11.31.1 (Brief des ASINIUS POLLIO) *saltus Castulonensis* wie bei Caesar „Pass bei Castulo“. Auch hier bezeichnet *saltus* ein Gebirgstal (oder eine Enge), und zwar gerade von militärischem Interesse wie in der gesamten relevanten Literatur bis in die Zeit des TIBERIUS.

CATULL c. 34 benutzt *saltus* in der Bedeutung „Viehtrift“ und „Domäne“.

SALLUST: Zweimal (Iug. 38; 54) kommt *loca saltuosa* (schluchtenreiche Gegend) vor, das Substantiv *saltus* jedoch nicht.

CORNELIUS NEPOS: DATAMES 7.2: *saltum, in quo Ciliciae portae sunt sitae* „Pass, der das Tor nach Kilikien bildet“. – HANNIBAL 3.3. *Saltum*

*Pyrenaeum transiit*; 3.4 *saltus Graius* „der nach Herkules Graius genannte Pass“. In diesem Text werden die von Eigennamen abgeleiteten Adjektive *Pyrenaeus* und *Graius* auf Pässe bezogen. Erst im Verlauf der späteren Bedeutungserweiterung wurden sie auf die Gebirge übertragen.

LIVIUS: Die Konkordanz von PACKARD<sup>14</sup> weist 240 Stellen aus, an denen das Wort *saltus* in seinen verschiedenen Casusformen vorkommt. 5mal ist der *saltus Thermopylarum* genannt. Auch der Engpass zwischen dem Trasimenischen See und den Bergen von Cortona, wo Hannibal im Jahre 217 zwei römische Legionen vernichtete, ist bei Livius ein *saltus*. Den Höhenzug, in dem Hannibals Soldaten im Hinterhalt lagen, nennt der Historiograph nach der nahe gelegenen Stadt *montes Cortonenses*. Häufig kommt *saltus* bei Livius im Plural vor und bedeutet dann ohne jeden Zweifel „Täler, Schluchten“. Aber auch an den Stellen, wo Livius den Singular gebraucht, ergibt sich aus dem Kontext, dass es sich immer um einen Korridor, einen Engpass, ein Gebirgstal, eine Schlucht handelt. Charakteristisch ist, dass Livius das Wort *saltus* niemals in Verbindung mit dem Eigennamen eines Gebirges gebraucht. Alles, was wie ein geographischer Name wirkt, ist von einer Siedlung abgeleitet und bedeutet dann „Gebirgstal bei (diesem Ort)“; *a.u.c.* 40.39 benennt Livius auch einen Pass, den der Heerführer MANLIUS besetzt hielt, als *saltum Manlianum*.

Wie die älteren Autoren Caesar, Cicero und Cornelius Nepos verwendet Livius, der zur Zeit der Varuskatastrophe wohl noch lebte, *saltus* ausschließlich in der Bedeutung „Schlucht“ oder „Engpass zwischen Bergen und einem Gewässer“.

VERGIL, *Georg.* 1.16f.: *ipse nemus linquens patrium saltusque Lycaei / Pan, ovium custos* (selbst den heimischen Wald verlassend und die Täler des Lykaion, Pan, Hüter der Schafe). – Die Gewohnheit, Vieh in Gebirgstälern zu weiden, bestand noch bis in die Neuzeit auch in Mitteleuropa.

HORAZ, *carm.* 3.4.14: *saltusque Bantinos* und *ep.* 2.177f. *Calabris saltibus*. – Waren bei Sallust *loca saltuosa* noch eindeutig Gegenden mit Gebirgstälern, in denen sich Soldaten den

Blicken ihrer Feinde entziehen konnten, so ist bei Horaz schon der Aspekt zu spüren, der zum Bedeutungswandel hin zu „Waldgebirge“ beitrug: Täler befinden sich zwischen Anhöhen; so kann der Plural *saltus* als „Hügelland/Bergland“ verstanden werden.

VELLEIUS PATERCULUS: Kein Vorkommen des Wortes *saltus*.

### Vorläufiges Fazit

Bis zur Bestattung der Überreste der in der Varusschlacht Gefallenen ist *saltus* – außer der in militärischen Berichten irrelevanten „Viehtrift“ – nur als „Schlucht, Gebirgstal, Engpass, Korridor“ nachweisbar.

Noch fünf Jahrzehnte danach gebraucht LUCAN bei der Beschreibung von Caesars Maßnahmen bei Dyrrhachium *saltus* in diesem Sinne. *Pharsalia* 6.38-42: „Berge bersten, und durch steiles Gelände führt Caesar | Ebenes Werk, hebt Gräben aus und legt auf den Höhen | Lager an, mit Türmen bewehrt; in großer Entfernung | Sichert er die Pforten der Schlucht (*amplexus fines saltus*), Gesträuche und Dickicht, | Wald und Wild sind wie im Treibjagdkessel gefangen.“

Doch im Laufe des 1. Jahrhunderts ist es zur Bedeutungserweiterung des Wortes gekommen. PLINIUS MAIOR verwendet das Wort sowohl in der herkömmlichen Bedeutung (z. B. *nat. hist.* 3.9; wohl auch 3.41 *tam fertiles campi, tam aprici colles, tam innoxii saltus, tam opaca nemora, tam munifica silvarum genera*) als auch in der erweiterten Bedeutung „Waldgebirge“: *saltus Cithaeron* (*nat. hist.* 4.25) – LIVIUS verwendet noch den Genitiv *saltum Cithaeronis* (*a.u.c.* 31.26) für einen Pass –, *inter Danuvium et Hercynium saltum* (*nat. hist.* 4.80), *saltus Pyrenaeus* für das ganze Gebirge (*nat. hist.* 4.108).

Diese Bedeutungserweiterung, die bald infolge der „Veränderung der außersprachlichen Wirklichkeit“ zur Bedeutungsübertragung führte, wurde offenbar vom *Teutoburgiensi saltus* gefördert, wenn nicht gar hervorgerufen. Zeugnis für diese These sind Florus *epit.* 30 *Hercynium saltum* (wie Plinius Maior statt *Hercyniam silvam*) und Tacitus *ann.* 2.11 *Chariovalda dux Batavorum erupit. eum Cherusci fugam simulantes in planitiem saltibus circumiectam*

*traxere*, wo *saltibus*, in Gegensatz zu *planities* gesetzt, nicht mehr „Schluchten“ meint, sondern „Anhöhen“. Bei Florus 5 *idem tunc [...] nemus Aricinum quod Hercynius saltus* ist *Hercynius* eindeutig für *Teutoburgiensis* eingetreten.

TACITUS gebraucht das Wort *saltus* entsprechend seinen Quellen teils in der Bedeutung „Engpass“, teils als „Waldgebirge“.

In gleicher Weise wurden auch die relevanten Begriffe *campus*, *silva*, *palus*, *insidiae*, *includere/inclusus* untersucht. Es ergab sich kein Anhaltspunkt dafür, dass sie im Verlauf der römischen Geschichtsschreibung einer Bedeutungserweiterung oder einem Bedeutungswandel ausgesetzt gewesen sind, sodass sie zu übersetzen sind mit „freies, ebenes Feld“; „Wald, bewaldete Anhöhe, Mittelgebirge“; „Moor, Sumpf, Binnensee (vor allem ufernaher Bereich)“; „Hinterhalt“ (typischer Weise in einem Wald verborgene Soldaten, die einem vorüberziehenden Heer auflauern, also keine Verfolgung); „eingeschlossen, umzingelt“.

### **Ableich mit den späteren Darstellungen**

Nachdem die relevanten Begriffe aus den Nachrichten der Zeitgenossen Ovid, Manilius, Strabon und Velleius einschließlich dessen, was Tacitus erkennbar aus dem Rechenschaftsbericht des Germanicus übernahm, philologisch untersucht worden sind, ergibt sich folgendes Bild vom Gelände und dem Ablauf der Varusniederlage:

Die gesamte von Varus geführte Truppenmacht bestand aus drei Legionen, sechs Kohorten und drei Alen. Sie geriet in einem Korridor (*saltus*) zwischen einem Wald bzw. einer bewaldeten Anhöhe (*silva*) und einem Moor (*palus*) in einen Hinterhalt (*insidiae*), den Arminius gelegt hatte. Dort war sie in einem Engpass (*saltus*) eingeschlossen (*inclusus*), aus dem es kein Entkommen gab, und wurde in ebenem, baumlosem Gelände (*campus*) ohne die Möglichkeit auszubrechen nahezu vollständig aufgerieben. Ob und, wenn ja, wie viele römische Soldaten entkommen und sich zu den Kastellen am Rhein durchschlagen konnten, ist nicht überliefert.

Ein anderer Ablauf ließe sich aus den antiken Texten der ersten hundert Jahre nach der Schlacht nicht herauslesen.

### **Die Zwei-Lager-These**

Tacitus schreibt jedoch mit Rückgriff auf GERMANICUS: „Varus’ erstes Lager ließ an seinem weiten Umfang und daran, dass der Hauptplatz abgesteckt war, die Arbeit von drei Legionen erkennen. Dann sah man an einem halbeingestürzten Wall und einem flachen Graben, wo sich die schon geschwächten Reste festgesetzt hatten. Mitten auf dem freien Gelände zeigten bleichende Knochen an, wie die Legionäre geflohen waren, wie sie Widerstand geleistet hatten, hier verstreut, dort gehäuft. Daneben lagen zerbrochene Waffen und Gerippe von Pferden, auch waren an Baumstämmen Schädel befestigt.“ (*ann.* 1.61.2)

Die zwei Lager, die Tacitus beschreibt, lassen sich mit den aus der Korpusanalyse gewonnenen Erkenntnissen nicht vereinbaren. Doch äußert ACHIM ROST hierzu eine interessante These: Er hält es für möglich, dass der „halbeingestürzte Wall und der niedrige Graben“, die Tacitus nennt, identisch seien mit der Rasensodenanlage von Kalkriese.<sup>16</sup> Diese Überlegung ist nicht von der Hand zu weisen. Die Kalkrieser Schanze ist ein in römischer Pioniertechnik errichteter Grassodenwall, der sich vom Typ der germanischen Ringburgen unterscheidet und deshalb bei den Ausgrabungen zunächst für „ein römisches Lager“ gehalten wurde.<sup>17</sup> Er fiel, wie die Ausgrabungen ergeben haben, noch während der Kampfhandlungen teilweise zusammen.

Der Gedanke, der „halb eingestürzte Wall“ (*semirutum vallum*), den Germanicus nach Tacitus *ann.* 1.61.2 bei der Bestattungsaktion im Jahre 15 vorfand, könne mit der teilweise eingestürzten Grassodenmauer von Kalkriese identisch sein, eröffnet eine interessante Perspektive. Er erlaubt es, die unterschiedlichen und auf den ersten Blick unvereinbaren Darstellungen von Tacitus, Florus und Cassius Dio auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen.

Es ist leicht vorzustellen, dass spätere Schriftsteller, die keine Zeitzeugen mehr befragen konnten oder wollten, aus der Beschreibung der Stätte des Grauens aus der Germanicus-Zeit ableiteten, bei dem halbeingestürzten Wall habe es sich um die Reste eines Lagers von „bereits zusammengeschmolzenen Resten“ (*Tac. ann.* 1.61: *accisae iam*

*reliquiae*) der Legionen gehandelt. Es scheint, dass einer der Historiographen, die Tacitus als Quelle benutzte, diese Version – vermutlich durch eine Anleihe bei Caesar *b. G.* 5.37.4 – eingebracht hatte. Wie Caesar in dem Bericht über den Untergang von COTTAS Kohorten ausdrücklich den vorbildlichen Einsatz der Soldaten hervorhebt, so schwingt in Tacitus' Worten der sicher schon von seinem Gewährsmann gehegte Wunsch mit, die Ehre der Legionen zu retten. Dieser Wunsch ist ja schon bei Velleius zu beobachten, der allein Varus zum Sündenbock stempelt und ihm sogar unterstellt, er habe Legionäre, die „Römerwaffen und Römermut gebrauchten“ „mit harter Strafe [...] belegt“. (2.119.2)

Der Graben eines Römerlagers zog sich außerhalb des Walles hin. Der Kalkrieser Graben verläuft auf der Bergseite, von wo die Germanen aus dem Hinterhalt angriffen, die intensiven Kampfhandlungen spielten sich aber auf der anderen Seite ab, die bei der Annahme, es handle sich um ein römisches Lager, der Innenraum gewesen wäre. Das bedeutet noch nicht, dass so eine Auffassung damals im Umlauf war. Doch verbanden die Römer mit dem Begriff *vallum* ohne Zweifel die Vorstellung eines römischen Marschlagers, kaum aber einer militärischen Anlage der Germanen. Aus einer solchen Tradition kann man dann eine Verbindung zu Florus ziehen, der vom Überfall der Germanen im Innenraum eines Römerlagers erzählt. Doch ebenso lässt sich Cassius Dios Schilderung in diese Überlieferung einordnen: Die Anlagen, die nach Dio am Abend des ersten Überfalls errichtet wurden, wären das taciteische „erste Lager des Varus“, das „die Arbeit von drei Legionen erkennen“ ließ. Daran lässt sich leicht ein hastig aufgeworfener Wall als unzureichender Schutz für die zusammengeschmolzenen Reste der Legionen am zweiten oder dritten Abend anfügen, auch wenn Dio davon nicht berichtet.

### **Dauer der postulierten Partisanenüberfälle**

Fast alle maßgeblichen Varus-Forscher gehen heute davon aus, dass die Vernichtung der Legionen sich über vier Tage erstreckte. Es ist den antiken Berichten jedoch nicht zu entnehmen, wie lange die Kämpfe wirklich dauerten. Unter

Beachtung der Chronologie der antiken Texte ergibt sich folgendes Bild:

VELLEIUS PATERCULUS, der Zeitgenosse, macht weder über die Dauer noch den Ablauf des Geschehens irgendwelche Angaben.

FLORUS berichtet, dass die Römer in ihrem Lager angegriffen und niedergemetzelt wurden. Er schreibt nichts davon, dass die Germanen schon vorher angegriffen hätten, im Gegenteil: Sie überfielen Varus, als er „Leute vor Gericht lud“ (*epit.* 2.30: *ad tribunal citaret*). Das spricht eher für einen eintägigen als für einen mehrtägigen Kampf.

TACITUS, der sich gut 100 Jahre nach der Schlacht auf das Senatsarchiv und literarische Darstellungen stützte, nennt keinen Zeitrahmen. Er weist jedoch auf zwei Lager des Varus hin, von denen das erste „an seinem weiten Umfang und an der Absteckung des Hauptplatzes die Arbeit von drei Legionen“ (*ann.* 1.61) habe erkennen lassen, während „an dem halbeingestürzten Wall und dem niedrigen Graben“ (ebd.) des anderen „die Stelle, an der sich die bereits zusammengeschmolzenen Reste festgesetzt hatten“ (ebd.), zu sehen gewesen sei. Die Formulierungen lassen offen, über wie viele Tage sich die Kämpfe erstreckten. Vorstellbar sind drei, wenn vor der Errichtung des ersten Lagers bereits germanische Angriffe erfolgt waren. Denkbar ist aber auch, dass der Überfall erst geschah, nachdem die drei Legionen das ordnungsgemäß gebaute erste Lager verlassen hatten, und dass „die bereits zusammengeschmolzenen Reste“ am zweiten Tag der Überfälle aufgerieben wurden, nachdem sie das Lager mit „dem halbeingestürzten Wall und dem niedrigen Graben“ verlassen hatten. Nicht unmöglich ist es aber auch, dass alles an einem einzigen Tag begann und vorbei war, indem nämlich die vollzähligen Legionen nach dem Abmarsch aus dem ersten Lager angegriffen wurden, nach erheblichen Verlusten sich noch in einem Lager zu verschanzen suchten, das dann aber von den Germanen überrannt wurde. Zu dieser letzten Interpretation passt die Mitteilung, die Reste hätten „sich festgesetzt“.

Wie lange die kriegerischen Auseinandersetzungen nach CASSIUS DIO dauerten, ist umstritten. Manuwald schreibt: „Ob Dio von drei

oder von vier Tagen spricht, ist als unklar bzw. unsicher bezeichnet worden (vgl. John, S.929; Wolters, Hermeneutik, S. 134, Anm. 16). Der bei Boissevain gedruckte Text (τετάρτη τε ημέρα) ist nicht überliefert (es liegt eine Korruptel vor), sondern beruht auf einer Konjektur Dindorfs. Doch hat schon Boissevain im Apparat seiner Ausgabe (ἐντεῦθεν δὲ ἄρα ντες) (56,21,2) mit Recht als Signal für den Beginn des dritten Tages gedeutet. Mit Nachdruck ist Lehmann (Varuskatastrophe, S. 153 mit Anm. 34 und S. 155 Anm. 38) dafür eingetreten, daß sich aus Dios Bericht ein viertägiger Kampfablauf ergibt.<sup>19</sup>

Das sind aber, wie Manuwald selbst vermerkt, Vermutungen und Interpretationen. Im überlieferten Text nennt Dio *verbis expressis* nur ein Lager, das die Römer am ersten Kampftag im Wald aufschlugen. Auf ein zweites Lager am folgenden Tag wird geschlossen aufgrund der Bemerkung, sie seien am zweiten Tag „zu einer Lichtung“ gekommen und „von dort erneut aufgebrochen“. Die Interpretation von Boissevain ist schlüssig, aber nicht zwingend, zumal Dio hier offenbar eine Anleihe bei Tacitus nimmt.<sup>20</sup> Schon gar nicht ist bei Dio von einem weiteren Lager die Rede. Obwohl es so nicht in dem überlieferten Text steht, nehmen die Hauptvertreter der Varusforschung gegenwärtig trotzdem an, die Auseinandersetzung habe sich über vier Tage hingezogen. Die Lücke zwischen dem dritten und vierten Kampftag füllen sie mit einem Nachtmarsch. Damit stellen sie eine Übereinstimmung mit Tacitus her, der ja nur zwei Lager erwähnt.

Die Überlieferung ist also uneinheitlich. Eine schlüssige Aussage läßt sich nur erreichen, indem der eine Überlieferungsstrang als bloße Erfindung nicht berücksichtigt wird (gegenwärtig ist das Florus) und die Unterschiede bei den anderen Darstellungen durch zusätzliche Vermutungen zur Übereinstimmung gebracht werden. Überzeugendes ist aus der Überlieferung nicht zu entnehmen.

Die These von Rost, die sich aus dem Abgleich der archäologischen Befunde von Kalkriese mit dem offensichtlich auf Germanicus' Rapport zurückgehenden Bericht des Tacitus ergibt, ermöglicht es jedoch, eine Überlieferungsgeschichte zu rekonstruieren, die alle antiken

Nachrichten über den Ablauf der Varuskatastrophe erfasst. Weil davon auszugehen ist, dass Florus den Lagersturm nicht gänzlich erfunden hat, sondern auf die ihm vorliegende Überlieferung zurückgriff, der er freilich entsprechend Lukian „einen günstigen Wind in die Segel blasen“ ließ, sich aber in dieser Überlieferung eine Anknüpfung an den Rechenschaftsbericht des Germanicus feststellen lässt, ist dem Vorschlag von Achim Rost zuzustimmen.

### **Verlauf der Schlacht**

Aus den Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und den Wortanalysen ergibt sich, dass weder der von Florus geschilderte Lagersturm noch Dios Beschreibung der mehrtägigen Partisanenüberfälle Faktizität beanspruchen können. Bei beiden Autoren handelt es sich nicht nur um poetische Ausschmückungen, sondern auch um Fehl- und Uminterpretationen dessen, was sich aus den frühen Quellen ergibt.

Das von Dio beschriebene Kampfgeschehen, das sich über mehrere Tage erstreckte, während das römische Heer weiterzog, ist in der Literatur mit unterschiedlichen Bezeichnungen belegt worden. HAENICHEN wählt den Ausdruck „Verfolgungskampf“;<sup>21</sup> MILTNER das Wort „Gefechtsmarsch“;<sup>22</sup> KESTING nennt es „Marschschlacht“;<sup>23</sup> KEHNE „Verlaufsgefecht“.<sup>24</sup> Auch „zerstreutes Gefecht“<sup>25</sup> ist zu lesen sowie „Passiergefecht“.<sup>26</sup> In letzter Zeit wird zumeist der Begriff „Defileegefecht“ verwendet, der zunächst für den mehrtägigen Widerstand gegen Partisanen gebraucht,<sup>27</sup> dann aber auch auf die archäologisch nachgewiesene Situation bei Kalkriese eingeschränkt wurde,<sup>28</sup> die keinen sicheren Schluss auf Kampfhandlungen über mehrere Tage hinweg erlaubt. Die Unsicherheit der Bezeichnung deutet darauf hin, dass ein Vorgang, wie Dio ihn erzählt, in der römischen Geschichte nirgends sonst stattfand. Als Warlords, die den regulären römischen Truppen über Jahre hinweg einen Guerillakrieg aufzwingen, sind die beiden abgefallenen Heerführer SERTORIUS<sup>29</sup> und TACFARINAS<sup>30</sup> hervorgetreten. Sie führten allerdings niemals „Defileegefechte“ über mehrere Tage hinweg. Am ehesten zum Vergleich herangezogen werden kann Hannibals Alpenübergang. Der Karthager

wurde dabei zweimal in intensivere Gefechte und mehrfach in kleinere Scharmützel verwickelt. „Der Römer Lucius Cincius Alimentus, der Hannibals Gefangener war, berichtete, daß die karthagische Armee seit der Überquerung der Rhone 36 000 Mann verloren hatte. Lucius behauptete, dies von Hannibal selbst gehört zu haben. Laut Polybios aber bestand die Armee bei der Rhôneüberschreitung aus 38 000 Fußsoldaten und 8000 Reitern, so daß sie bei einem Endbestand von insgesamt 26 000 Mann nur 20 000 verloren haben könnte.“<sup>31</sup> Allerdings hatte Hannibal „Durch Unglücksfälle in den Bergen [...] ebenso viele Männer verloren wie im Kampf gegen einheimische Stämme und beim Überschreiten von Flüssen.“<sup>32</sup> Wenn man diese Zahlen zum Vergleich heranzieht, erscheint es unwahrscheinlich, dass es den germanischen Kriegern, die mit den Geländegegebenheiten im Urwald und den wiederholten Regengüssen, wie Dio sie schildert, selbst keine günstigen Bedingungen hatten,<sup>33</sup> gelingen konnte, in maximal vier Tagen drei Legionen, drei Alen und sechs Kohorten vollständig zu vernichten. Das legt die Vermutung nahe, dass Varus nicht auf diese Weise besiegt wurde, sondern dass Dios Darstellung nicht mit den historischen Fakten übereinstimmt.

### **Vernichtungsschlacht im Korridor**

Da nun keine der beiden einzigen überlieferten Darstellungen des Schlachtverlaufs als Tatsachenbericht anzusehen sind, weder der Lagersturm noch die Partisanenüberfälle, muss aus den kurzen Nachrichten, die sich bei den Zeitgenossen der Varusschlacht finden, ein anderer Hergang rekonstruiert werden.

*Inclusus silvis paludibus insidiis* – eingeschlossen zwischen Wald, Moor und einem Hinterhalt gingen die drei Legionen samt der zugehörigen Reiterei und den Hilfstruppen zugrunde. Das deutet auf eine Vernichtungsschlacht hin, bei der die römische Armee, ahnungslos in die Falle geraten, keine Möglichkeit hatte, sich wie bei einer offenen Feldschlacht zu entfalten und zu ordnen.

Auf zwei Parallelen in der Lateinischen Historiographie sei hingewiesen: SALLUST berichtet

*bellum Iugurthinum* 49ff. von einem Hinterhalt, den der Numiderkönig dem römischen Heer legte. Konsul METELLUS erkannte rechtzeitig die Gefahr und konnte seine Truppen kampfbereit ordnen und nach langem, zähem Ringen den Sieg davontragen. LIVIUS schildert *a.u.c.* 22.5 die Schlacht am Trasimenischen See. Hatte Metellus den Hinterhalt rechtzeitig bemerkt, so wurde FLAMINIUS unvorbereitet überfallen. Livius berichtet, dass der Konsul alle Maßnahmen traf, um den Durchbruch zu erzwingen, was aber nur Wenigen gelang.

Diese Parallelen, Metellus in Numidien und Flaminius am Trasimenischen See, wird der wissbegierige und am Militärwesen interessierte Arminius als Jugendlicher in römischer Obhut kennen gelernt haben. Mit dem Beispiel des Konsuls Flaminius dürfte er seinen Anhang überzeugt haben, dass die Römer vernichtet werden könnten (Vell. 2.118.3).

Die geographischen Gegebenheiten des Schlachtfelds von Kalkriese gleichen denen am Trasimenischen See. Das spricht dafür, dass Arminius dort, in der Kalkrieser-Niewedder Senke, Varus in einem einzigen, über Stunden, aber nicht Tage dauernden Entscheidungskampf vernichtete.

Den Unterschied zu Hannibals Situation bildet die dort entdeckte Grassodenmauer, „die offenbar von Germanen errichtet worden ist; sie wendeten in Teilen römische Schanztechnik an. [...] Man verwendete zu diesem Zweck Sand und Rasensoden, im Westen wurden auch natürlich anstehende Kalksteine eingebracht. [...] Unter anderem zeigt die uneinheitliche Bauweise, dass die Befestigung relativ rasch errichtet worden sein muss. Andererseits dürften strategische Planungen dem Bau schon einige Zeit vor dem Eintreffen der Römer vorausgegangen sein.“<sup>34</sup>

Diese Schlussfolgerungen aus den archäologischen Befunden lassen erkennen, dass Arminius, der zweifellos verantwortlich für die strategischen Planungen war, über Truppen verfügte, die Erfahrung in römischer Schanztechnik hatten. Da der Wall vierhundert Meter lang ist, können es nicht nur einige wenige Soldaten gewesen sein. Das sagt aber noch nicht, dass es eine Auxiliarkohorte war. Ebenso gut kann es sich um

germanische Krieger handeln, die unter Arminius ausgebildet waren, und das nicht nur im Schanzen, sondern auch in der Kampfweise.<sup>35</sup> Der Wall mit seinen Durchlässen ist nicht so zu deuten, dass die Germanen bei Kalkriese in eher ungeordneter *hit-and-hide*-Manier auf die Legionen losgegangen wären. Vielmehr bot er die Möglichkeit, die zahlenmäßige Überlegenheit der Römer zu kompensieren, indem die anstürmenden Germanen nach einer gewissen Zeit zurückgezogen und durch ausgeruhte Einheiten abgelöst werden konnten.

### Schlussfolgerungen

Die Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte führt zu dem Schluss, dass die beiden allein überlieferten Schilderungen des Verlaufs der Varusschlacht, so unterschiedlich sie sind, sich aus der vorausgehenden Geschichtsschreibung entwickelt haben. Sie bilden nach unserer Kenntnis des römischen Schrifttums die Endstadien der Überlieferungsstränge, in denen entsprechend der Theorie der Geschichtsschreibung Phantasie und Erfindungsgabe zur Ausschmückung eingeflossen sind, sodass der tatsächliche Ablauf der Schlacht in ihnen nicht mehr zu erkennen ist.

Die vorgelegten sprachlichen Untersuchungen haben erwiesen, dass die drei Legionen in einem Korridor bei einer germanischen Schanze vernichtet wurden und keine Möglichkeit zum Ausbruch hatten. Einen solchen Korridor stellt die sechs Kilometer lange, aber sehr schmale Kalkrieser-Niewedder Senke, der Oberesch, dar.

Die Mehrheit der Altertumsforscher deutet heute das Ausgrabungsgelände bei Kalkriese als „im Zusammenhang mit der Varusschlacht“. Zusammen können die Ergebnisse der vorliegenden Analyse nur zu dem Schluss führen: Kalkriese ist nicht ein, sondern der Ort der Varusschlacht,<sup>36</sup> einer gewaltigen Vernichtungsschlacht, wie sie in der gesamten Geschichte der asymmetrischen Kriegführung selten zu finden ist, doch durch die gründliche Ausbildung und Erfahrung, die Arminius im römischen Heer gewonnen hatte, sowie durch seine strategische Begabung möglich wurde.

### Anmerkungen:

- 1) Velleius Paterculus 2.119.1: „Den Ablauf dieser schrecklichen Katastrophe – die schwerste Niederlage der Römer gegen auswärtige Feinde seit der des Crassus gegen die Parther – werde ich, wie schon andere es getan haben, in meinem größeren Geschichtswerk ausführlich darzustellen versuchen“ (Übs. Walther).
- 2) Peter S. Wells: Die Schlacht im Teutoburger Wald. Aus dem Amerikanischen von Lutz Walther; Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006.
- 3) Vgl. etwa: Reinhard Wolters: Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien. München 2008, S. 110; Ralf-Peter Martin: Die Varusschlacht. Rom und die Germanen. Frankfurt am Main 2008, S. 184f.
- 4) Vgl. <http://www.varusschlacht-im-teutoburger-wald.de/> – Zugriff 10.05.2013.
- 5) Bernd Manuwald: Politisches Ungeschick oder vorbestimmtes Verhängnis? Cassius Dios Bericht über die Varus-Schlacht. In: Gustav Adolf Lehmann, Rainer Wiegels (Hrsg.): Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz von Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsbefunde. Göttingen 2007, S. 431–449, hier: S. 431 und 436. – Vgl. auch Wolters (Anm. 3), S. 102ff., 107f.
- 6) s. Anm. 2.
- 7) Lukian Πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν 45. Zitiert nach: Lucian's Werke, übersetzt von August Pauly, Professor, Lehrer an der lateinischen und Real-Anstalt zu Biberach. Sechstes Bändchen; Stuttgart: Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1827, S. 674.
- 8) Cassius Dio beschließt seinen Bericht mit dem Satz: „Später kamen auch einige Gefangene zurück, die von ihren Verwandten losgekauft worden waren; doch war ihnen dies nur unter der Bedingung gestattet worden, daß sie außerhalb Italiens blieben.“ (Übersetzung Joachim Harnacker: Arminius, Varus und das Schlachtfeld von Kalkriese; Bramsche: Rasch o.J. (1999), S.104f. – Zwar ist nicht zu entscheiden, ob hier eine zuverlässige Quelle zugrunde liegt. Da das Freikaufen von Gefangenen für meist hohe Lösegelder sich durch die gesamte Geschichte wie ein roter Faden zieht, ist es auch denkbar, dass solche Aktionen von den Historiographen auch für Varus' Legionäre wie selbstverständlich behauptet wurden, selbst wenn sie nicht geschehen waren. Doch die von Dio hinzugefügte Bedingung, außerhalb Italiens zu bleiben, weist eher auf eine zuverlässige Quelle hin.

- 9) Menge-Güthling<sup>7</sup>1950; Georges<sup>9</sup>1951: G[e]g[en] s[a]tz mons, collis, silva, saltus. – Eine Prüfung der Wortbedeutung bei Caesar, Livius und Tacitus (s.u.) erbrachte keine Abweichung.
- 10) Tacitus ann. 1.61.2.
- 11) Der entsprechende lateinische Begriff *insidiae* wird im Folgenden, Nr. 4.2.4, untersucht.
- 12) Die Jahresangaben schwanken zwischen 1505 (z.B. Kesting), 1507 (z.B. Walther) und 1508 ([http://de.wikipedia.org/wiki/Annales\\_%28Tacitus%29#Wiederentdeckung](http://de.wikipedia.org/wiki/Annales_%28Tacitus%29#Wiederentdeckung)).
- 13) Die Analyse wurde in der Form vorgenommen, dass im Internet *thelatinlibrary* aufgerufen wurde und mit der Suchfunktion alle Vorkommen von „salt“ geprüft wurden. Für Livius s. Anm. 14.
- 14) David W. Packard: A Concordance to Livy, Volume IV Q-Z; Cambridge Massachusetts: Harvard University Press 1968, saltus S. 466-468.
- 15) Hadumod Bußmann: Lexikon der Sprachwissenschaft; Stuttgart: Kröner 2008.
- 16) Achim Rost: Kalkriese – Archäologische Befunde und antike Schriftquellen. In: Archäologie in Niedersachsen 6, 2003, 25-29.
- 17) Joachim Harnecker, Arminius, Varus und das Schlachtfeld von Kalkriese; Bramsche: Rasch o. J. (1999), S. 63.
- 18) Caesar, bellum Gallicum 5.37.4 und 6: „Dabei fiel Lucius Cotta mit dem Schwert in der Hand und mit ihm der größte Teil seiner Soldaten. Die übrigen zogen sich ins Lager zurück, aus den sie ausgerückt waren. [...] Nur mit Mühe hielten sich die Römer bis zum Einbruch der Nacht im Lager; dann töteten sie sich in ihrer Verzweiflung alle ohne Ausnahme“ (Übs. Curt Woyte).
- 19) Manuwald (Anm. 5), S. 441, Anm. 30.
- 20) Tac. Ann. 1.51.: simul primi agminis copiae evasere silvas castraque communivere.
- 21) Haenichen: Wie siegten die Germanen am Teutoburger Wald? Lagersturm und Verfolgungskampf von Generalmajor a. D. Haenichen; Berlin SO 16: Luken & Luken o.J. (1933).
- 22) Franz Miltner: Germanische Führer der Antike; Essen: Phaidon 1938, 1974, 1997, hier Akademische Verlagsgesellschaft (Imprint des Paidon Verlags) 1997, S. 54.
- 23) Hermann Kesting: Der Befreier Arminius im Lichte der geschichtlichen Quellen und der wissenschaftlichen Forschung. Anhang: Ernst von Bandel und die Baugeschichte des Hermannsdenkmals; Detmold: Hermann Bösmann 13. und 14. erw. und verb. Aufl. o.J. (1981), S. 86.
- 24) Peter Kehne: Schlacht um die Schlacht. In: Hanoversche Allgemeine Zeitung Nr. 279, 29. 11. 2006.
- 25) <http://www.kalkriese.de/> (Zugriff 12.11.2009, 16:35).
- 26) Georg Rosenfeldt: Die Varusschlacht. Versuch einer Rekonstruktion der Ereignisse. Neufassung; Hamburg 2008 auf [www.harald-rosenfeldt.de/grosenfeldt/Varus/Neufassung.pdf](http://www.harald-rosenfeldt.de/grosenfeldt/Varus/Neufassung.pdf) (Zugriff 24.02.2014).
- 27) Z. B. Günther Moosbauer / Susanne Wilbers-Rost: Kalkriese – Ort der Varusschlacht?. In: Rainer Wiegels (Hg.): Die Varusschlacht. Wendepunkt der Geschichte?; Stuttgart: Konrad Theiss 2007, S. 23-36, hier S. 36.
- 28) Boris Dreyer: Zum Verlauf der Varusniederlage. Die Einordnung der Ausgrabungen von Kalkriese. In: Lehmann, G. A. / Wiegels, R. (Hrsg.): Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz von Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsbefunde, Beiträge zu der Tagung des Fachs Alte Geschichte der Uni. Osnabrück und der Kommission ‚Imperium und Barbaricum‘ der Göttinger Akad. der Wiss. in Osnabrück vom 10. bis 12. Juni 2004 (Göttingen 2007) 363-397, hier S. 371.
- 29) Plutarch, οἱ βίοι παράλληλοι/vitae parallelae Sertorius 12.5; 13.2-3.
- 30) Tacitus, ann. 2.52; 3.20f., 73f.; 4.23ff.
- 31) Gavin de Beer: Hannibal. Ein Leben gegen Rom; München: Wilhelm Heyne, Genehmigte, ungekürzte und erweiterte Taschenbuchausgabe der deutschsprachigen Ausgabe 1970 by Edition Praeger, München, S. 111.
- 32) Ebd. S. 110f.
- 33) Vgl. Caesar, b.G. 4.34.4 (in Britannien): „Es folgte mehrere Tage ununterbrochenes Unwetter, das die Römer im Lager hielt und die Feinde vom Kampf abhielt.“
- 34) Günther Moosbauer und Susanne Wilbers-Rost: Kalkriese – Ort der Varusschlacht?. In: Rainer Wiegels (Hg.): Die Varusschlacht. Wendepunkt der Geschichte?; Stuttgart: Konrad Theiss 2007, S.23-36, Zitat S. 27.
- 35) Eine ausführliche, quellengestützte Begründung dieser These kann hier aus Platzgründen leider nicht vorgelegt werden.
- 36) Diese Einschätzung deckt sich mit der von Michael Sommer: Die Arminiuschlacht. Spurensuche im Teutoburger Wald; Stuttgart: Kröner 2009 (Kröner Taschenbuch Band 506).

KLAUS LANGENFELD, Eutin



# Spiegelbild und Gegenbild

## Zu Ovid Met. 3,339-510

Mythos und Poesie sprechen in Bildern. Symbolik und Metaphern machen Geheimnisvolles und Unbegreifliches anschaulich. Im freien Spiel der Gestaltungsideen bringen Mythos und Dichtung mithilfe des sprachlichen Bildes Gedanken und Gefühle, Trauer und Tröstung, Verwünschung und Versöhnung zum Ausdruck. Mit seinem Epos der Metamorphosen hat Ovid diese Bilder dem kulturellen Gedächtnis der Menschheit anvertraut. Wie in einem großen Bilderteppich sind die Erzählungen miteinander verknüpft und verwoben.

Einzelne Sagen aus den Metamorphosen gehören zu den Kernstücken der Dichterlektüre im Lateinunterricht, wie Dädalus und Ikarus, Orpheus und Eurydike, Philemon und Baucis. Seit die Lehrpläne (erneut) auf die humanistische Dimension des Lektüreunterrichts verweisen und „die Selbstfindung des Individuums“ als Themenschwerpunkt vorsehen,<sup>1</sup> finden sich in der Textauswahl aktueller Schulausgaben wieder vermehrt Bearbeitungen der Erzählung von Narzissus und Echo, da hier Aspekte der persönlichen Lebensgestaltung wie Individualismus und Partnerschaft, Egozentrik und Beziehungsfähigkeit, Kommunikation und Isolation aufscheinen, die gerade auch für Heranwachsende bedeutsam sind. Zudem wird Selbstbetrachtung derzeit, vorwiegend bei jungen Leuten, zu einem Spaßfaktor, indem man mit Smartphone oder Digitalkamera Selfies, also eine Art Selbstbildnis, macht. Psychologen vermuten darin das Symptom einer sich narzisstisch entwickelnden Gesellschaft, in der es immer mehr „Ichlinge“ gibt.

Bei der didaktischen Aufbereitung der Narzissus-Episode in Lektürereihen<sup>2</sup> regen zahlreiche Rezeptionsbeispiele, vor allem aus der bildenden Kunst (Malerei, Skulptur), zur intensiven Erschließung des ovidischen Textes an. Hier könnte die Einbeziehung eines Rezeptionsdokuments aus dem Bereich der modernen Lyrik die schulische Interpretationsarbeit zusätzlich beleben. Denn das Spiel der Phantasie, die Vielfalt der Motive in den Metamorphosen hat die Dichter bis heute unvermindert zu kreativer Aneignung und neuer Verarbeitung inspiriert.

Wie viel Potenzial poetischer Umgestaltung der antike Mythos hat, zeigt deutlich DAGMAR LEUPOLD in ihrem Gedicht „Narziss und Echo I“.<sup>3</sup>

Hera fand Gefallen  
an der Nymphe Echo  
und ihrem Plappermaul  
– ließ sie gewähren,  
statt zu strafen.

So rief Echo,  
als Narziß vom  
eigenen Bild gebannt  
fast ins Wasser fiel,  
selbst vorlaut:  
Das bist doch du!

Er wandte sich um,  
und seine Neugier  
galt ihr.

Keine Narzisse wuchs,  
doch beider Rede  
wurde Schrift.

Ein komplexes Geschehen wird sprachlich auf ein Minimum reduziert. Die knappen Verse führen vor Augen, wie stark sich ein poetisches Bild komprimieren lässt. Ovid dagegen schildert das tragische Schicksal des jugendlichen Schönlings detailreich: Die Nymphe Echo hatte sich in Narziss verliebt, als sie noch ein körperhaftes Wesen und nicht nur leerer Widerhall war. Doch konnte sie nur das wiedergeben, was sie hörte, und davon nur die letzten Worte; denn Juno hatte ihr die natürliche Redegabe geraubt, weil sie oft von ihr mit Geplauder abgelenkt und hingehalten wurde, solange andere Nymphen in Jupiters Armen lagen. Als Echo, in Liebe zu Narziss entbrannt, sich ihm sehnsüchtig nähert, weist er sie kaltherzig zurück. Die Kränkung trifft sie tief, macht sie krank, ihr abgemagertes Gebein verwandelt sich in Fels. Auch Narziss erleidet ein schlimmes Schicksal. Auf Bitten eines verschmähten Liebhabers bestraft Nemesis die maßlose Eigenliebe und

die Hybris des schönen Jünglings. Beim Trinken aus einer Quelle verliebt er sich in sein Spiegelbild und quält sich in unstillbarem Verlangen. Als er das Trugbild durchschaut, sehnt er den Tod herbei. Auch später im Totenreich betrachtet er noch sein Spiegelbild im Wasser der Styx. Während die Nymphen die Totenklage anstimmen und die Bestattung vorbereitet wird, verwandelt sich sein Körper in eine krokusartige Blume.

Die mythische Erzählung entfaltet die alte Vorstellung, dass das Spiegelbild etwas Magisches und Zweideutiges ist. In der Spiegelung tritt dem Betrachter sein Doppelgänger gegenüber und zwingt ihn zur Auseinandersetzung mit sich selbst, ein seelischer Prozess, der zu Enttäuschung und Verzweiflung führen kann. Dieser problematische Hintergrund des Spiegelmotivs, sowie die schicksalhafte, ausweglose Situation der Protagonisten und der Tod durch den Blick in den Spiegel<sup>4</sup> provozieren Dagmar Leupold zum Widerspruch, und sie entwirft ein Gegenbild. Der Egozentrik des Narziss, der listigen Geschwätzigkeit der Echo und dem Zorn Heras wird gewissermaßen der Spiegel vorgehalten, indem diesen verhängnisvollen Verhaltensweisen eine klare Alternative entgegengestellt wird, derart, dass sich eine freundlichere, humanere Konstellation ergibt: Hera ist nicht mehr strafwürdig, sondern wohlwollend und großzügig. Echo darf ihre Stimme behalten und unbekümmert plaudern. Narziss wird von ihr, bevor er sich unrettbar in sein Spiegelbild verliebt, rechtzeitig aus seinem Wahn in die Wirklichkeit zurückgerufen: „Das bist doch du!“ Er löst sich vom Bann der Selbstbetrachtung, entfernt sich von seiner Imago (folglich von seinem Negativimage) und wendet sich der Nymphe zu. Sein Zurückblicken und seine Zuwendung reichen ihm nicht (wie bei Orpheus) zum Verderben, sondern zum Heil, wodurch früher Tod und Verwandlung überflüssig werden: „Keine Narzisse wuchs.“

Die erlösende Wendung entspringt dem veränderten Verhalten der Beteiligten. Anstelle von Zank und Ichbezogenheit werden Kräfte der Versöhnung und Zuneigung entbunden. Göttliche Macht, strahlende Schönheit und herzerreißende Verliebtheit führen nicht zu Rachsucht, Verblendung und Verzweiflung, sondern begrün-

den ein unverkrampftes Verhältnis des Ich zum Du. Mit dem Einverständnis Heras finden Echo und Narziss zueinander. Die Sehnsucht nach Nähe und Vereinigung erfüllt sich. So entsteht ein positives, idealistisches Charakterbild der handelnden Figuren. Die Idylle dieser Märchenwelt wird nur dadurch getrübt, dass keine frische Frühlingsblume sprießt.

Die Umformung der überlieferten Erzählung strebt nach Dauerhaftigkeit: „Beider Rede wurde Schrift“. Explizit spricht zwar nur die Nymphe, doch die Neugier des Jünglings äußert sich im Kontext des Gedichtes wohl nicht nur durch Blickkontakt, sondern auch darin, dass er auf den Zuruf der Nymphe anspricht und redend reagiert.<sup>5</sup> Die Verwandlung des flüchtig gesprochenen Wortes in ein schriftlich fixiertes könnte besagen: Die Beziehung, die mit einem vorlauten Zuruf der Nymphe und einem neugierigen Blick des jungen Mannes begann, hat Aussicht auf Bestand. Darin würde sich die Erfahrung widerspiegeln, dass eine Begegnung, die anfangs keck und locker eingefädelt wurde, unversehens zu einer festen Bindung werden kann.

Vielleicht wollte Dagmar Leupold in diesem Gedichtschluss auch – mit Blick auf die Rezeptionsgeschichte – daran erinnern, dass Ovid der Narziss- Echo-Erzählung ihre dauerhafte schriftliche Form gab, da er die ursprünglich getrennten Mythen zusammenfügte, indem er der Nymphe die Rolle der Verschmähten zuschrieb, wodurch „beider Rede Schrift wurde.“ Könnte in dieser Formulierung aber auch eine gewisse Selbstironie der Literatin Leupold versteckt sein? Oder ist es gar eine chiffrierte Kritik am Literaturbetrieb, der durch „vorlautes“ Marketing plappernden Autoren Aufmerksamkeit verschafft? Geht die literarische Öffentlichkeit mit schreibenden Selbstbewunderern und Redseligen zu nachsichtig um: Man „ließ sie gewähren“? Denkbar wäre auch, die Aussage „Keine Narzisse wuchs“ in diesem Sinn zu deuten: Können Selbstgefällige und Geschwätzige (neue) Literatur zum Blühen bringen?

Ein Merkmal des Mythos ist das Überdauern. Sein Grundwissen hat sich als Gemeingut der Völker über die Zeiten erhalten. Die Art, in der Dagmar Leupold die Vorlage benutzt, verrät freilich einen recht freien, unbefangenen

Umgang mit der Tradition. Die überkommenen Bilder scheinen ihr verbraucht. Sie weiß, der Mythos setzt der Phantasie keine Grenzen. Denn „die Mythen sind nicht heilig. Poeten haben sie erzählt. Poeten dichten sie um.“<sup>6</sup> Was in den Schöpfungen antiker Mythen sich zu bleibenden Gestalten und Motiven herausgebildet hat, befreit die nacherlebende Lyrik aus den verfestigten Strukturen, ohne sich ganz von den Ursprüngen zu lösen. So bleibt auch im vorliegenden Gedicht die Beziehungsgruppe Hera, Echo und Narziss als Problemkern bewahrt, doch werden die typischen Wesenszüge substanziell umgeprägt und verfremdet. Zur Trauer und Tragik des vorgefundenen Sagenstoffes wird ein freudvolles, sympathisches Gegenbild gezeichnet.

Die überraschende, amüsante Gestaltungsidee und die optimistische Sozialbezogenheit des Gedichts dürften bei Jugendlichen Anklang finden. Die Kurzform, die schlichte Verssprache, der klar gegliederte Satzbau machen den Text überschaubar. Er ist, so scheint es, für Lernende leicht zu verstehen und bedarf kaum der Interpretationshilfe. In den Schlusszeilen „Keine Narzisse wuchs und beider Rede wurde Schrift“ wechselt jedoch die Einfachheit der Formulierungen zur Mehrdeutigkeit. Das Ergebnis des bisher Gesagten wirkt verschlüsselt.

Ein zielgerichtetes Unterrichtsgespräch könnte dem von der Autorin beabsichtigten Verständnis nahe kommen.

#### Anmerkungen:

- 1) Vgl. Maier, Friedrich: Thema oder Autor? Form oder Substanz? Ein wiederkehrendes Dilemma der Lateinlektüre, in: Die Alten Sprachen im Unterricht 2/2011, 27.
- 2) Z. B. Daphne – Narzissus – Pygmalion. Liebe im Spiegel von Leidenschaft und Illusion in Ovids Metamorphosen, bearbeitet von Rudolf Henneböhl. Antike und Gegenwart 18 (2004), S. 29ff. – Götter. Menschen. Mythen. Ovid, Metamorphosen, bearbeitet von Christian Zitzl. Sammlung ratio 15 (2013), S. 16ff.
- 3) Almut-Barbara Renger (Hg.), Mythos Narziß: Texte von Ovid bis Jacques Lacan, Reclam 1999, S. 36.
- 4) Tiefenpsychologische Betrachtung dieser Thematik bei: Hanna Gekle, Tod im Spiegel. Zu Lacans Theorie des Imaginären, Frankfurt/Main, 1996 (Suhrkamp TB Wissenschaft Bd. 1198).
- 5) Ovid gestaltet die Szene als sich verwickelnden Dialog zwischen Narziss und Echo.
- 6) U. von Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen, Bd. II, Darmstadt 1959, S. 95.

MANFRED GLOCK, Kaufbeuren

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**



Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau

Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19

info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

## *Humanitas renascens*

### Eine internationale Lateintagung in Rom

In den Tagen vom 7. bis 9. November 2014 fand in Rom eine doppelte Lateintagung statt, gemeinsam veranstaltet von der *Università Pontificia Salesiana* (7.-8. Nov.) und von der *Accademia Vivarium Novum* (8.-9. Nov.). Das Erstaunliche und Beeindruckende war, dass auf dieser internationalen Tagung – neben Italienisch – überwiegend Lateinisch gesprochen und referiert wurde. Der erste Teil dieser Tagung fand in der genannten Päpstlichen Universität statt als *Convegno promosso dalla Facoltà di Lettere Cristiane e Classiche* unter dem Titel *Studia Latinitatis Provehenda – Vitalità del latino ed esperienze didattiche*. Der Anlass war der 50. Jahrestag des Motuproprio von Papst PAUL VI. zum Thema *Studia Latinitatis*. Erinnert wurde auch an die Apostolische Konstitution *Veterum Sapientia* von Papst JOHANNES XXIII. aus dem Jahr 1962. Dieser Papst hat bekanntlich das äußerst folgenreiche Zweite Vatikanische Konzil einberufen.<sup>1</sup>

Die Vorträge dieser Tagung waren aber keineswegs hauptsächlich kirchlichen Themen gewidmet. Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. WILFRIED STROH (München) zum Thema *Sermo Latinus, sermo immortalis*, den zweiten Vortrag Prof. Dr. KURT SMOLAK (Wien), Präsident der *Accademia Latinitati Fovendae*. Er behandelte die lateinisch schreibenden Naturwissenschaftler in Mittelalter und Neuzeit: *Quantum ponderis quantamque vim lingua latina habuerit ad sermonem effingendum quo naturalis historiae studiosi per saecula et hominum aetates usi sunt*. Prof. Dr. DIRK SACRÉ (Universität Leuven) stellte lateinische Dichtungen der Neuzeit vor: *Qui Latinitatem recenti vel recentiore coluerint aetate*. Zwischen den Vorträgen und Arbeitskreisen, die hier nicht im einzelnen aufgezählt werden können, bot der Chor der *Accademia Vivarium Novum* (genannt *Tyrtarion*) Gesänge römischer Dichter (CATULL, HORAZ, OVID) mit rekonstruierten oder neugeschaffenen Melodien von (teilweise anonymen) Komponisten der Neuzeit. Die Zahl der Zuhörer lag wohl zwischen hundert und mehr als zweihundert, darunter auch viele Schüler/innen aus den Schulen der Stadt Rom.

Am zweiten Tag (8. Nov.) fuhr ein großer Teil der Tagungsteilnehmer mit Bussen zur Villa Mondragone außerhalb Roms, einer eindrucksvollen Anlage zwischen Frascati und Monte Porzio Catone. Diese Baulichkeiten werden derzeit von der *Università degli Studi di Roma Tor Vergata* als Seminar- und Kongresszentrum restauriert und ausgebaut. Hier fand im Jahr 1582 die Unterzeichnung der Kalenderreform durch Papst GREGOR XIII. statt, womit der bis heute weltweit geltende Gregorianische Kalender eingeführt wurde. Er setzte sich zunächst in den katholischen Gebieten durch, nach und nach auch in protestantischen Ländern, in der Sowjetunion erst im 20. Jahrhundert (sodass die Gedenkveranstaltungen zur Oktoberrevolution heute in den November fallen). In einem großen Saal erinnert eine Marmortafel an das historische Datum: KALENDARIVM IVLIANVM / AD SIDEREAS LEGES CONGRVENTER EMENDATVM / GREGORIVS XIII PONT. MAX. / SVO IN HIS AEDIBVS OBSIGNANS NOMINE / RATVM HABVIT DECRETO SANXIT / AN. D. MDLXXXII KAL. MART.

Im diesem historischen Saal fand nun die Feier zur Eröffnung des akademischen Jahres der genannten *Accademia Vivarium Novum* statt. Der Gründer und Leiter dieser Akademie, Dr. LUIGI MIRAGLIA, konnte zahlreiche Ehrengäste aus anderen Universitäten und Institutionen begrüßen (teils italienisch, teils lateinisch), und diese sprachen ihre guten Wünsche zur beabsichtigten Gründung des Projekts *Humanitas renascens* aus. Absicht ist, Studierende und Dozenten aus aller Welt zu einem intensiven Studium der lateinischen und griechischen Literatur der Antike und späterer Epochen einzuladen. Zu diesem Vorhaben gaben anschließend zahlreiche ausländische Sprecher/innen (meist in lateinischer Sprache) kurze Statements ab. Auch hier trat der erwähnte Chor *Tyrtarion* mit lateinischen Gesängen und begleitender Instrumentalmusik auf. Nach Abschluss dieser feierlichen *Inaugurazione dell'anno accademico* gab es in einer schönen Wandelhalle der Villa ein üppiges Büffet für alle Teilnehmer.

Der dritte Tag wurde auf dem Kapitol von Rom begangen. Der Sitzungsort war die sonst dem Publikum kaum zugängliche, meist staatlichen Feiern vorbehaltene *Protomoteca capitolina*, ein Saal mit Marmorbüsten von italienischen Geistesgrößen wie DANTE, PETRARCA, ARIOSTO, GALILEI u. a. Von diesem Saal aus kann man auf eine gestufte Terrasse hinaustreten und hat einen wundervollen Blick über das Forum Romanum bis hin zum Colosseum. Hier wurden am Vormittag überwiegend lateinische Vorträge gehalten. Die Begrüßungsansprache hielt ROBERTO SPATARO, Professor an der *Università Pontificia Salesiano*. Dann folgten die Vorträge, in vier thematischen Schwerpunkten: I. *Litterarum vis*, II. *Cedant arma togae*, III. *Naturae species ratioque*, IV. *Quid sit futurum cras*. Auch hier können nicht alle Vorträge genannt werden: KURT SMOLAK (s. o.) sprach *De vinculo humanitatis et cultus, quo homines docti Media aetate inter sese coniuncti sunt*; DIRK SACRÉ über das Thema *Superat saecula, superat locorum fines: quid Savagius Landorus de re publica litterarum nos doceat* – sicher für die meisten Zuhörer völliges Neuland: Es handelt sich um die lateinischen Schriften des englischen Schriftstellers WALTER SAVAGE LANDOR (1775-1864). Im II. Block sprach ANDREAS FRITSCH (Berlin) über das Thema *Quid Comenius de universali pace in cultu et humanitate fundanda senserit* und REMO BODEI (Los Angeles): *Costruire sé stessi. Il ruolo dell'umanesimo nella formazione dell'individualità*. Die Vorträge des Nachmittags wurden meist auf Italienisch gehalten, den Abschluss bildete jedoch ein Vortrag des Philosophen EDGAR MORIN in französischer Sprache.

Die Tagung war insgesamt wieder ein Beweis, dass Latein – neben anderen Sprachen – weiterhin als Kongresssprache geeignet ist, vorausgesetzt natürlich, dass die Teilnehmer das Lateinische aktiv und rezeptiv einigermaßen beherrschen.

Zum Abschluss dieses Berichts noch einige Zitate (1.) aus dem oben erwähnten Motuproprio von Papst Paul VI. und (2.) aus der Apostolischen Konstitution *Veterum Sapientia* von Papst Johannes XXIII., die bei aller Hochachtung für diesen Papst und trotz der darin zum Ausdruck kommenden eindringlichen Aufforderungen

zum aktiven Gebrauch der lateinischen Sprache (auch in der katholischen Kirche) heute so gut wie vergessen scheint.

### 1. *Studia Latinitatis* –

#### **Auszüge aus dem Motuproprio von Paul VI. vom 22.2.1964<sup>2</sup>**

*Studia latinitatis antiquarumque litterarum quam maxime coniungi cum sacrorum alumnorum institutione atque disciplina persuasum nullo non tempore Summi Pontifices habuerunt, qui non minus praeterita quam nostra hac aetate huiusmodi super re gravia in lucem ediderunt documenta; ... Sed in actis, quae hac de re ab Apostolica Sede in vulgus nostris hisce diebus profecta sunt, principem obtinere locum dicenda sane est Constitutio Apostolica, a verbis **Veterum Sapientia** incipiens, quam Decessor Noster fel. rec. **Ioannes XXIII** duos abhinc annos promulgavit.<sup>3</sup> ... In ea enim cum quaedam quasi laudum summa in medio ponitur, quibus Maximi Ecclesiae Pastores, spectatis catholicae rei utilitatibus, alius ex alio **linguam Latinam** ornaverunt, tum vero momenta illustrantur, quae praeclara multaque habent Graecae Romanaeque litterae ad sacerdotii tirones disciplinis, sui muneris propriis, optime instituendos et erudiendos. ...*

*Iure igitur ac merito Decessor Noster fel. rec. Ioannes XXIII, ea, quam commemoravimus, Constitutione iniunxit Sacrae Congregationi Seminariis et Studiorum Universitatibus praepositae, ut Romae Pontificium Institutum condendum curaret Latinitati docendae, quod plane hoc spectaret, ut delectum manipulum condoceret sacerdotum, qui qua totius Latinitatis notitia, qua assidua et rationali Latine scribendi exercitatione, pares honestissimo officio existerent linguam Latinam aut in sacris Seminariis et in Collegiis ecclesiasticis docendi, aut in variis Romanae Sedis Consiliis et in Curiis vel dioecesium, vel religiosorum Ordinum ad maiorum exemplum scribendo usurpandi. ...*

*Quapropter, cum Nobis prorsus persuasum sit id peropportune fieri, ut Romae altior Schola ab Apostolica Sede constituatur, quae ceterorum Athenaeorum, almam hanc Urbem non uno nomine illustrantium, veluti magisteria complens, ad **linguae Latinae studium omni ex parte***

**absolutum** conducat, Nos, grato animo amplas et ornatas aedes accipientes, quas Sodalitas Salesiana, non sine suis incommodis, ob egregiam hanc causam Nobis dedit, ea quae sequuntur motu proprio Nostraque auctoritate decernimus.

I. Ut ad effectum adducantur praescripta Constitutionis Apostolicae *Veterum Sapientia* a Decessore Nostro Ioanne XXIII promulgatae, ad Pontificium Athenaeum Salesianum fundamus atque condimus **Pontificium Institutum altioris Latinitatis**, simulque praecipimus, ut inibi studiorum cursus primo quoque tempore principium ducant. ...

V. Cum omnino necesse sit Institutum parem habere facultatem professorum, tam famae auctoritatisque celebritate quam suae cuiusque disciplinae peritia insignium, opera idcirco danda erit, ut nullo nationum discrimine tales doctores sive ex utroque clero, sive e laicorum ordine eligantur. ...

VI. Quae doctrinarum instructio in Instituto tradetur, eas complectatur disciplinas primarias et secundarias, per quas alumnus **et veterem et recentiore** Latinitatem penitus noscere possit, vias nempe rationesque secutus, quae ad litteras discendas nostris hisce diebus aptissimae putantur. Ad quam institutionem accedat necesse est **assidua Latine scribendi exercitatio**, ut discipuli non solum linguae Latinae naturam, vim, praecepta cognitione comprehensa habeant, sed etiam **expedite, integre, eleganterque hac lingua scribant**.

VII. In numero autem disciplinarum tradendarum suus tribuatur locus oportet **linguae Graecae**, quam qui ignoret, litteris Latinis bene doctus nullo pacto dicendus sit. Nemo enim dubitat, quin lingua Latina quam maxime cum Graeca coniungatur, sive ad utriusque naturam structuramque respiciat, sive expendat quantum haec ad illius progressionem labentibus saeculis contulerit. ...

X. Pontificium Institutum altioris Latinitatis adulescentibus ex omnibus gentibus patebit; quod ideo non modo alumnis e clero saeculari, quem vocant, et religiosis sodalibus liberum erit adire, sed etiam laicis hominibus. ...

XII. Institutum scriptorum opera et acta ad universam Latinitatem attinentia in lucem edenda

curabit; atque deliberationes omnes capiet, coepitque favebit, quae ad **linguae Latinae scientiam et usum** conducant. ... (Acta Apostolicae Sedis 56, 1964, pp. 225-231.)

## 2. *Veterum Sapientia* – Auszüge aus der Apostolischen Konstitution von Papst Johannes XXIII. vom 22. Februar 1962<sup>4</sup>

1. *Veterum Sapientia*, in Graecorum Romanorumque inclusa litteris, itemque clarissima antiquorum populorum monumenta doctrinae, quasi quaedam praenuntia aurora sunt habenda evangelicae veritatis, quam Filius Dei, gratiae disciplinaeque arbiter et magister, illuminator ac deductor generis humani, his nuntiavit in terris. ...

2. Quam ob rem Ecclesia sancta eius modi sapientiae documenta, et in primis **Graecam Latinamque linguas**, sapientiae ipsius auream quasi vestem, summo quidem honore coluit: atque etiam venerandos sermones alios, qui in orientis plagis floruerunt, quippe cum ad humani generis profectum et ad mores conformandos haud parum valerent, in usum recepit; ...

3. Quarum in varietate linguarum ea profecto eminent, quae primum in Latii finibus exorta, deinde postea mirum quantum ad christianum nomen in occidentis regiones disseminandum profecit. Siquidem non sine divino consilio illud evenit, ut qui sermo amplissimam gentium consortionem sub Romani Imperii auctoritate saecula plurima sociavisset, is et proprius Apostolicae Sedis evaderet et, posteritati servatus, christianos Europae populos alios cum aliis arto unitatis vinculo coniungeret. Suae enim sponte naturae **lingua Latina** ad provehendum apud populos quoslibet omnem humanitatis cultum est peraccommodata: cum invidiam non commoveat, singulis gentibus se aequabilem praestet, nullius partibus faveat, omnibus postremo sit grata et amica. Neque hoc neglegatur oportet, in sermone Latino nobilem inesse conformationem et proprietatem; siquidem loquendi genus pressum, locuples, numerosum, maiestatis plenum et dignitatis habet, quod unice et perspicuitati conducit et gravitati.

4. His de causis Apostolica Sedes nullo non tempore linguam Latinam studiose asservendam

curavit eamque dignam existimavit qua tamquam magna caelestis doctrinae sanctissimarumque legum veste uteretur ipsa in sui exercitatione magisterii, eademque uterentur sacrorum administrari. Hi namque ecclesiastici viri, ubicumque sunt gentium, Romanorum sermone adhibito, quae sunt Sanctae Sedis promptius comperire possunt, atque cum ipsa et inter se expeditius habere commercium. ...

5. Nam cum ad Ecclesiam Romanam necesse sit omnem convenire ecclesiam, cumque Summi Pontifices potestatem habeant vere episcopalem, ordinariam et immediatam tum in omnes et singulas Ecclesias, tum in omnes et singulos pastores et fideles cuiusvis ritus, cuiusvis gentis, cuiusvis linguae, consentaneum omnino videtur, ut mutui commercii instrumentum universale sit et aequabile, maxime inter Apostolicam Sedem et Ecclesias, quae eodem ritu Latino utuntur. ...

6. Neque solum **universalis**, sed etiam **immutabilis lingua** ab Ecclesia adhibita sit oportet. Si enim catholicae Ecclesiae veritates traderentur vel nonnullis vel multis ex mutabilibus linguis recentioribus, quarum nulla ceteris auctoritate praestaret, sane ex eo consequeretur, ut hinc earum vis neque satis significanter neque satis dilucide, qua varietate eae sunt, omnibus pateret; ut illinc nulla communis stabilisque norma haberetur, ad quam ceterarum sensus esset expendendus. Re quidem ipsa, **lingua Latina, iamdiu adversus varietates tuta**, quas cotidiana populi consuetudo in vocabulorum notionem inducere solet, fixa quidem censenda est et immobilis; cum novae quorundam verborum Latinorum significationes, quas christianarum doctrinarum progressio, explanatio, defensio postulaverunt, iamdudum firmatae sint rataeque.

7. Cum denique catholica Ecclesia, utpote a Christo Domino condita, inter omnes humanas societates longe dignitate praestet, profecto decet eam lingua uti non vulgari, sed nobilitatis et maiestatis plena.

8. Praetereaque lingua Latina, quam dicere catholicam vere possumus, utpote quae sit Apostolicae Sedis, omnium Ecclesiarum matris et magistrae, perpetuo usu consecrata, putanda est et thesaurus ... incomparandae praestantiae, et quaedam quasi ianua, qua aditus omnibus

patet ad ipsas christianas veritates antiquitus acceptas et ecclesiasticae doctrinae monumenta interpretanda; et vinculum denique peridoneum, quo praesens Ecclesiae aetas cum superioribus cumque futuris mirifice continetur.

9. Neque vero cuique in dubio esse potest, quin sive Romanorum sermoni sive honestis litteris ea vis insit, quae ad tenera adolescentium ingenia erudienda et conformanda perquam apposita ducatur, quippe qua tum praecipuae mentis animique facultates exercentur, maturescant, perficiantur; tum mentis sollertia acuatur iudicandique potestas; tum puerilis intelligentia aptius constituatur ad omnia recte complectenda et aestimanda; tum postremo summa ratione sive cogitare sive loqui discatur.

10. Quibus ex reputatis rebus sane intellegitur, cur saepe et multum Romani Pontifices non solum linguae Latinae momentum praestantiamque in tanta laude posuerint, sed etiam studium et usum sacris utriusque cleri administris praeceperint, periculis denunciatis ex eius negligentia manantibus. Iisdem igitur adducti causis gravissimis, quibus Decessores Nostri et Synodi Provinciales, **Nos quoque firma voluntate enitimur, ut huius linguae, in suam dignitatem restituae, studium cultusque etiam atque etiam provehatur**. Cum enim nostris temporibus sermonis Romani usus multis locis in controversiam coeptus sit vocari, atque adeo plurimi, quid Apostolica Sedes hac de re sentiat, exquirant, in animum propterea induximus, opportunis normis gravi hoc documento editis, cavere, **ut vetus et numquam intermissa linguae Latinae retineatur consuetudo**, et, sicubi prope exoleverit, plane **redintegretur**. Ceterum qui sit Nobismetipsis hac de re sensus, satis aperte, ut Nobis videtur, declaravimus, cum haec verba ad claros Latinitatis studiosos fecimus: Pro dolor, sunt sat multi, qui mira progressionem artium abnormiter capti, Latinitatis studia et alias id genus disciplinas repellere vel coercere sibi sumant ... Hac ipsa impellente necessitate, contrarium prosequendum iter esse putamus. ...

11. Quibus perspectis atque cogitate perpensis rebus, certa Nostri muneris conscientia et auctoritate haec, quae sequuntur, statuimus atque praecipimus: [*Hier folgen acht Paragraphen mit konkreten Vorschriften.*] ...

§ 5. Maiores sacraeque disciplinae, quemadmodum est saepius praescriptum, tradendae sunt **lingua Latina**; quae ut plurimum saeculorum usu cognitum habemus, aptissima existimatur ad difficillimas subtilissimasque rerum formas et notiones valde commode et perspicue explicandas; cum superquam quod propriis ea certisque vocabulis iam pridem aucta sit, ad integritatem catholicae fidei tuendam accommodatis, etiam ad inanem loquacitatem recidendam sit non mediocriter habilis. Quocirca qui sive in maximis Athenaeis, sive in Seminariis has profitentur disciplinas, et **Latine loqui** tenentur, et **libros**, scholarum usui destinatos, **lingua Latina** scriptos adhibere. ...

§ 6. **Quoniam lingua Latina est lingua Ecclesiae viva, ad cotidie succrescentes sermonis necessitates comparanda, atque adeo novis iisque aptis et congruis ditanda vocabulis, ratione quidem aequabili, universali et cum veteris linguae Latinae ingenio consentanea – quam scilicet rationem et Sancti Patres et optimi scriptores, quos scholasticos vocant, secuti sunt – mandamus propterea S. Consilio Seminariis Studiorumque Universitatibus praeposito, ut Academicum Latinitatis Institutum condendum curet.** Huic Instituto, in quo corpus Doctorum conflatur oportet, linguis Latina et Graeca peritorum, ex variisque terrarum orbis partibus arcessitorum, illud praecipue erit propositum, ut – haud secus atque singularum civitatum Academiae, suae cuiusque nationis linguae provehendae constitutae – simul prospiciat congruenti linguae Latinae progressioni, **lexico Latino**, si opus sit, **additis verbis** cum eius indole et colore proprio convenientibus; simul scholas habeat de universa cuiusvis aetatis Latinitate, cum primis de christiana. In quibus scholis **ad pleniorum linguae Latinae scientiam, ad eius usum, ad genus scribendi proprium et elegans** ii informabuntur, qui vel ad linguam Latinam in Seminariis et Collegiis ecclesiasticis docendam, vel ad decreta et iudicia scribenda, vel ad epistolarum commercium exercendum in Consiliis

Sanctae Sedis, in Curiis dioecesium, in Officiis Religiosorum Ordinum destinantur.

§ 7. Cum autem lingua Latina sit cum **Graeca** quam maxime coniuncta et suae conformatione naturae et scriptorum pondere antiquitus traditorum, ad eam idcirco, ut saepe numero Decessores Nostri praeceperunt, necesse est qui futuri sunt sacrorum administrari iam ab inferioris et medii ordinis scholis instituantur; ut nempe, cum altioribus disciplinis operam dabunt, ac praesertim sit aut de Sacris Scripturis aut de sacra theologia academicos gradus appetent, sit ipsis facultas, non modo fontes Graecos philosophiae scholasticae, quam appellant, sed ipsos Sacrarum Scripturarum, Liturgiae, Ss. Patrum Graecorum primiformes codices adeundi probeque intellegendi.

§ 8. Eidem praeterea Sacro Consilio mandamus, ut linguae Latinae docendae rationem, ab omnibus diligentissime servandam, paret, quam qui sequantur eiusdem sermonis iustam **cognitionem et usum** capiant. ...

12. Extremum quae hac Nostra Constitutione statuimus, decrevimus, ediximus, mandavimus, rata ea omnia et firma consistere et **permanere auctoritate Nostra Apostolica volumus et iubemus**, contrariis quibuslibet non obstantibus, etiam peculiari mentione dignis. ...

#### **Anmerkungen:**

- 1) Auszüge aus den beiden Texten von 1964 und 1962 im Anhang zu diesem Bericht.
- 2) Der vollständige Text ist im Internet zu finden unter: [http://www.vatican.va/holy\\_father/paul\\_vi/motu\\_proprio/documents/hf\\_p-vi\\_motu-proprio\\_19640222\\_studia-latinitatis\\_lt.html](http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/motu_proprio/documents/hf_p-vi_motu-proprio_19640222_studia-latinitatis_lt.html) (Eine kirchenamtliche deutsche Übersetzung fehlt seit 50 Jahren.)
- 3) Hervorhebungen im Text hier und im Folgenden vom Berichterstatter A.F.
- 4) Vgl. schon Mitteilungsblatt des DAV 5, 3/1962, S. 8-12. – Der vollständige Text: [http://www.vatican.va/holy\\_father/john\\_xxiii/apost\\_constitutions/documents/hf\\_j-xxiii\\_apc\\_19620222\\_veterum-sapientia\\_lt.html](http://www.vatican.va/holy_father/john_xxiii/apost_constitutions/documents/hf_j-xxiii_apc_19620222_veterum-sapientia_lt.html) (Auch hierfür fehlt bis heute eine kirchenamtliche deutsche Übersetzung.)

Bericht von ANDREAS FRITSCH



## Trauer um Prof. Mag. Wilhelmine Widhalm-Kupferschmidt

### Präsidentin der SODALITAS, des Verbandes der Latein- und Griechischlehrer/innen Österreichs

Mit tiefer Erschütterung habe ich vom Tod von WILHELMINE WIDHALM-KUPFERSCHMIDT Kenntnis erhalten. Und aus den vielen Nachrufen habe ich die hohe Anerkennung, ja Verehrung gespürt, die diese – viel zu früh mit 64 Jahren verschiedene – Kollegin bei Ihren Landsleuten genossen hat, wohl dauerhaft genießt.

Mit der Kollegin hat mich seit meiner Vorstandschaft im DAV ein herzliches Verhältnis verbunden, zumal ich schon vorher und auch danach Jahrzehnte lang an Kongressen, Fortbildungsveranstaltungen und -seminaren in Österreich aktiv teilnahm und mich dabei mit der Verstorbenen oft gedanklich austauschen konnte. Wir standen uns in der Vorstellung, wie heute die klassischen Sprachen und deren humanistische Bildungsziele zu vertreten seien, sehr nahe.

Was Frau Widhalm-Kupferschmidt in ihrem Land durch ihr aus tiefer Überzeugung kommendes, zielgerichtetes und aufopferungsvolles Engagement für die Positionierung der klassischen Sprachen erreicht hat, nötigt mir höchsten Respekt, auch ein hohes Maß an Dankbarkeit ab. Nicht zuletzt deshalb konnte wohl der DAV seinen Kongress 2014 in Innsbruck abhalten. Aus

ihrem pausenlos verfolgten, vielfältigen Arbeitsprogramm geht eine Erkenntnis hervor, die überall, wo die klassischen Sprachen in der Schule vermittelt werden, Gültigkeit hat: Nur wenn sich die fachpolitischen Vertreter, vor allem deren Spitze, jenseits der Grenzen der Fächer und der Schule in der Bildungspolitik, in der Gymnasialpolitik, im zentralen Eltern- und Schülerbeirat als Mitgestalter einbringen, haben sie eine Chance, in unserer Gesellschaft überhaupt gehört zu werden und dadurch für ihre Fächer den Boden fruchtbar zu machen. In dieser Hinsicht ist die verstorbene Kollegin über die Grenzen ihres Landes hinaus ein leuchtendes Vorbild.

Humanistische Bildung, für die sich Wilhelmine Widhalm Kupferschmidt in und außerhalb des Faches mit all ihrer Kraft eingesetzt hat, ist – so hat sie mir einmal gestanden – alle Mühe wert. Mit Schmerz und Trauer, aber auch hoher Achtung nehme ich zusammen mit vielen anderen Abschied von dieser von Humanität und Fairness geprägten Persönlichkeit.

Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER,  
Ehrevorsitzender  
des Deutschen Altphilologenverbandes

## Stefan Kipf 50

Am 16. August 2014 konnte Professor Dr. STEFAN KIPF, von 2007 bis 2011 Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes und seit Juni 2014 Vorsitzender des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im DAV,<sup>1</sup> seinen 50. Geburtstag feiern. Das war mitten in der vorlesungsfreien Zeit, und so gab es kurz vor Beginn des Wintersemesters, am 7. Oktober, eine würdige Nachfeier in der Humboldt-Universität (HU). In seiner Ansprache zur Begrüßung der zahlreich erschienenen Gäste sagte er, der 50. Geburtstag sei ein guter Anlass für ihn, sich einmal bei allen zu bedanken, mit denen er in den zurücklie-

genden Jahren „so vertrauensvoll, kreativ und innovativ zusammenarbeiten durfte“. Er dankte dem Institut für Klassische Philologie, seinem fachdidaktischen Team, dem Dekanat der Philosophischen Fakultät II, den Kolleginnen und Kollegen im Deutschen Altphilologenverband, dem Verlag C.C. Buchner (für die großzügigen Möglichkeiten, die fachdidaktischen Forschungen zu veröffentlichen), den Vertretern der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft (für die konstruktive Zusammenarbeit im Bereich der Lehrerbildung), den Mitgliedern der Projekte „MigraMentor“ und „Elterncafé“,

den Kolleginnen und Kollegen aus den Berliner Schulen, ferner dem Team der *Professional School of Education* (PSE), deren Gründungsdirektor und Leiter er ist. (Die PSE kann man vereinfacht, aber ungenau als Lehrerbildungszentrum der HU bezeichnen.) *Last not least* dankte er den älteren Kollegen, die ihn in seiner Laufbahn gefördert haben, und insbesondere seinen Eltern und seiner Familie. Allein diese Aufzählung lässt schon andeutungsweise erkennen, in wie vielen Kreisen er seit seiner Berufung auf die Professur für Didaktik der alten Sprachen im Jahr 2006 tätig und mit wie vielen Institutionen er vernetzt ist. Nach dieser Dankesrede sprach der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, Professor Dr. JAN-HENDRIK OLBERTZ. Er hob die fachübergreifenden Verdienste Stefan Kipfs für die Lehrerbildung an der Humboldt-Universität und in der Stadt Berlin hervor. Olbertz, vom Werdegang her selbst Lehrer, Erziehungswissenschaftler und Spezialist für historische Pädagogik, würdigte Kipfs Tätigkeit in persönlicher und herzlicher Weise.

Im Anschluss an die Rede des Präsidenten sprach der Gräzist Dr. THOMAS POISS, dessen Laudatio in der Zeitschrift „Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg“ 4/2014 im Wortlaut wiedergegeben wird. Er gab einen eindrucksvollen Überblick über die wichtigsten Stationen der akademischen Laufbahn, über die wichtigsten Veröffentlichungen und derzeitigen

Tätigkeitsfelder. Darauf folgte die Ansprache von Frau RUTH SCHAEFER-FRANKE, die als Studienrätin am Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem und als Dozentin für Latein-Didaktik an der Freien Universität und an der Humboldt-Universität tätig ist. Auch ihre Ansprache ist im genannten Heft abgedruckt. Sie und ihr Kollege ASMUS KUHRIG, der ebenfalls am Gymnasium und an beiden Universitäten als Dozent für die Griechisch-Didaktik tätig ist, würdigten die von Stefan Kipf initiierte hervorragende Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule. Dem Deutschen Altphilologenverband ist zu wünschen, dass Stefan Kipf ihm noch lange gesund und aktiv erhalten bleibt. Dieser Glückwunsch gilt natürlich in erster Linie ihm selbst und seiner Familie. *Ad multos annos.*

#### Anmerkung:

- 1) Stefan Kipf ist seit der Jahreshauptversammlung am 19. Juni 2014 Vorsitzender des Landesverbandes und in dieser Funktion Nachfolger von **Dr. Josef Rabl**, der den Verband über 16 Jahre (seit dem 11. Februar 1998) mit großem Engagement und großem Erfolg geleitet hat (vgl. Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg 2/2014, S. 33). Zu Ehren von Dr. Rabl gab es am 26. November 2014 im Senatssaal der Humboldt-Universität einen Festvortrag von Prof. Dr. Karl-Wilhelm Weeber zum Thema „Quintilians innovative Pädagogik“.

ANDREAS FRITSCH

## Zeitschriftenschau

### A. Fachwissenschaft

In der Zeitschrift **Classical Philology** 109 (2014) diskutiert RONALD T. RIDLEY („The Arch of Scipio Africanus“, 11-25) Gestalt, Funktion und zeitgeschichtlichen Kontext des nach Liv. 37,3,7 im Jahr 190 von SCIPIO AFRICANUS auf dem Kapitol errichteten Bogenmonumentes. FREDERICK KIMPTON („The Fasti's Celestial World and the Limitations of Astronomical Knowledge“, 26-47) widmet sich dem reichhaltigen astronomischen Material, das OVIDS Kalendergedicht bietet. Er fasst seine Beobachtungen in der anregenden These zusammen, dass das ambivalente

Verhältnis des Dichters zum Prinzeps sich auch hier widerspiegeln: AUGUSTUS herrscht vielleicht über den Tag, in der Nacht aber, in der die Sterne sichtbar werden, zeigt sich, dass das menschliche Leben den gleichen, nie ganz zu durchschauenden Einflüssen des Kosmos unterworfen sei. Als HONORIUS, der 14jährige Sohn THEODOSIUS' I., die Tochter des Heermeisters STILICHO MARIA heiratete, dichtete dessen Protegé CLAUDIAN ein großes Epithalamium und vier kleinere Feszenninen. KATHERINE WADSWORTH („Honorius Triumphant: Poetry and Politics in Claudian's Wedding Poems“, 48-65) beleuchtet die Funktion

der stark von militärischen Ausdrücken und Metaphern geprägten Sprache dieser Gedichte. Hier gehe es nicht nur um eine Rezeption des alten elegischen *militia-amoris*-Gedankens, sondern das Gedicht spiegele die kriegerischen Zeitumstände und deute auf die für die Zukunft zu erwartende militärische Potenz des jungen Kaisers voraus.

Die globale Bedeutung der lateinischen Sprache in der Frühen Neuzeit stellt der Beitrag von ANDREW LAIRD („Nahuas and Caesars: Classical Learning and Bilingualism in post-conquest Mexico; an Inventory of Latin Writings by Authors of the Native Nobility“, 150-169) eindrucksvoll unter Beweis. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verliehen spanische Geistliche und Gelehrte ihrer Freude darüber Ausdruck, dass die Kinder der indigenen Bevölkerung bereits besser Latein sprächen als die Spanier. Laird gibt einen kundigen, mit kurzen Textbeispielen versehenen Überblick über die ältesten bislang bekannten lateinischen Texte indigen mexikanischer Autoren. Hierbei handelt es sich zum größten Teil um Briefe aus dem Umkreis der Familie MONTEZUMAS an KARL V. und seine Nachfolger in der spanischen Herrschaft, aber auch ein aus dem Nahuatl übersetzter botanisch-pharmazeutischer Traktat ist darunter, ebenso wie ein trilinguales Wörterbuch Spanisch-Lateinisch-Nahuatl. Laird versucht ferner nachzuweisen, dass sprachliche Eigenheiten des Nahuatl Eingang in den humanistischen lateinischen Briefstil der spanischen Eroberer – und vermittelt über diese langfristig auch europäischer Briefschreiber anderer Herkunft – gefunden hätten. Auch wenn das eine sehr weitreichende Hypothese ist, bieten die skizzierten zwanzig Seiten eine hoch spannende Lektüre, die unseren doch meist noch eurozentrischen Blick auf die lateinische Sprache zu korrigieren vermag. FELIX BUDELMANN und PAULINE LEVEN („Timotheos' Poetics of Blending: A cognitive Approach to the Language of the New Music“, 191-210) untersuchen die Perser des Kitharöden TIMOTHEOS VON MILET. Timotheos, Dichter von Dithyramben und Nomoi, gilt als Protagonist der zu Beginn des 5. Jh. v. Chr. aufkommenden „Neuen Musik“, die sich durch große emotionale Lebendigkeit und

Verwischen älterer Gattungsgrenzen auszeichnet. Timotheos' Gedicht, von dem 240 Verse erhalten sind – kein Geringerer als WILAMOWITZ hatte sie als erster herausgegeben – beschreibt die Schlacht bei Salamis auch aus Sicht der Perser. Nicht gerade ein Schultext, aber für den Fortgeschrittenen als Ergänzung zu HERODOT oder AISCHYLOS' Persern sicher interessant. ANDREW B. GALLIAS modegeschichtliche Studie („The Vestal Habit“, 222-240) ist nicht nur für die Rekonstruktion der Kleidung und Frisur der Vestalinnen von Interesse, sondern diskutiert auch allgemeine Charakteristika männlicher und weiblicher Kleidung in Rom. Die „Tafel des Kebes“, die vom 16. bis ins 18. Jahrhundert jedem Griechischschüler bekannt war, die ERASMUS so schätzte, dass er ihren in ein Bild übersetzten Gehalt als Titel für seine Ausgabe des Neuen Testaments setzte, die auch COMENIUS zu seinem Labyrinth der Welt inspirierte, wurde im 19. Jahrhundert aus dem schulischen Kanon verstoßen, nachdem sich die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass sie nicht KEBES, dem Schüler des SOKRATES, zuzuschreiben ist, sondern aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert stammt. Der Text beschreibt vorgeblich ein Bild, auf dem der menschliche Lebensweg und seine Herausforderungen in Form personifizierter Allegorien dargestellt sind. In den letzten Jahren erlebt der Text eine gewisse Renaissance (es gibt seit geraumer Zeit eine zweisprachige deutsche Ausgabe von R. HIRSCH-LUIPOLD, Darmstadt 2005). Derartig breit ausgeführte Allegorien gibt es in der Antike zwischen XENOPHON (Herakles am Scheideweg) und PRUDENTIUS (*Psychomachia*) selten. Allein deswegen ist die Schrift von Interesse, aber MICHAEL SQUIRE und JONAS GRETHLEIN haben einen Versuch unternommen, sie auch für die Philosophiegeschichte zu rehabilitieren, indem sie sie nicht als Vorläufer christlicher Allegorien wie eben der des Prudentius interpretieren, sondern in den Kontext der kaiserzeitlichen paganen Philosophie, insbesondere der Zweiten Sophistik stellen („Counterfeit in Character but persuasive in appearance': Reviewing the Ainigma of the Tabula Cebetis“, 285-324).

FELIX MUNDT

## B. Fachdidaktik

Der **Band 5/2014** des **Altsprachlichen Unterrichts** ist dem weiten Feld „Textinterpretation“ gewidmet. Er soll mit den Bänden „Texterschließung“ (6/2013) und „Übersetzung“ (geplant) eine Einheit zum Thema Textarbeit bilden. Im „Basisartikel“ („Interpretieren heißt Verknüpfen“) stellt RAINER NICKEL der Texterschließungsphase die Interpretation (der „interaktive Sinnzusammenhang zwischen Leser und Text“, S. 3) gegenüber. Hier soll im Sinne pädagogischer Interpretation die paradigmatisch-exemplarische Bedeutung des Textes im Vordergrund stehen, um einen bewusstseinsverändernden existentiellen Transfer zu ermöglichen. Da diese hohen Ziele aufgrund mangelnder Sprachkompetenz heutiger Schüler oft nur bedingt zu verwirklichen seien, empfiehlt Nickel, bereits die „Grammatik als Anstoß zu einer philosophischen Propädeutik“ zu nutzen. Dies kann u. a. zu folgenden Erkenntnissen führen: „Ein Vorbehaltsverhältnis gegenüber dem Passiv impliziert zugleich die Anerkennung von Schuldfähigkeit“ (S. 5); „Der Konjunktiv ist oft ehrlicher als der Indikativ“ (ebd.). Darüber hinaus wird ein differenziertes, stets schülerorientiertes Interpretieren mit kritischer Reflexion und Dokumentation (etwa durch ein Interpretationsprotokoll) empfohlen. – Im Bereich „Praxis“ stellt ANDREAS HENSEL gewohnt ambitioniert („Auf dem Weg zum Gipfel“) eine Interpretationseinheit zur wohl eher selten behandelten „Soracte-Ode“ des HORAZ vor (LK 12, 5 Stunden). Auf eine gründliche und schülerorientierte Vorerschließung inklusive Übersetzung der ersten Strophe soll eine Strukturskizze zur gesamten Ode angelegt werden. Darauf folgt in GA zunächst eine verbindliche textimmanente, dann eine arbeitsteilige Interpretation in „Modulen“ (Gattungskontext, biographischer Kontext, Lebensgefühl, kreative Aneignung, Vergleich mit dem Vorbild ALKAIOS und einem modernen Roman). Hilfreiche Materialien ergänzen diesen durchdachten wie facettenreichen Beitrag. – FRANK OBORSKI („Am Anfang war das Wort“) betont die Bedeutung einer Stilmittelanalyse für die Textinterpretation und erläutert dies exemplarisch an PHÄDRUS (1,5; 1,13), CATULL (c. 5) sowie einigen Stellen aus den

„*Confessiones*“ AUGUSTINS und der „Odyssee“. Auch wenn die Beispiele einleuchtend Wesen und Wirkung diverser Stilmittel verdeutlichen, so erfolgt ihre Zusammenstellung doch etwas willkürlich. Zudem müsste die angefügte „Übersicht über die Stilmittel“ (nach LAUSBERG) an die Bedingungen heutigen Unterrichts angepasst werden. – *Sectaue intexunt abierte costas*: „Sie weben die Richtung in die Tannen an der Küste“. Mit dieser misslungenen VERGIL-Übersetzung (hier *Aen.* 2,16: Bau des Trojanischen Pferdes) beginnt KATHARINA WAACK-ERDMANN ihren Beitrag „Vom Verskopf bis zum Versfuß. Zugänge zu epischen Texten“. Hilfreich zur Vorentlastung sei hier eine deutsche Überschrift oder auch eine einfache Skizze. Am Ilias-Proöm und Hektors Abschiedsszene (6,440ff.) wird gezeigt, dass bereits ein Blick auf die Versanfänge und -enden manchen inhaltlichen Aufschluss geben kann. Es folgen einige Beobachtungen zur abbildenden Wortstellung (*Aeneis* 2,40ff.; 10,454ff.) und zur Entsprechung von Verstempo und Inhalt (Odyssee 9,292ff.: Polyphem). Es mag eine Weile dauern, bis Schüler eigenständig Entdeckungen dieser Art machen, aber sie „erfahren in jedem Fall die Sinnhaftigkeit der Originallektüre“ (S. 33). – Eine originelle Art des Textzugangs (SALLUST, *Catilina* 20) stellt ANJA ZANINI vor („Faszination Text: Eine Interpretation der Rede Catilinas in Sallusts *Catilinae Coniuratio* als kryptographisches Textgemälde“). Auftretende Personal- und Possessivpronomen werden zeilenweise in eine Tabelle eingetragen (mit Spalten für die erste bis dritte Person). Verteilung und Häufigkeit lassen dann erkennen, „dass Catilina sich zunächst selbst hervorhebt, sich dann in seine Anhängerschaft einbindet, um mit ihnen [sic] einen festen Block gegen seine Gegner zu bilden, und sich am Ende zum Instrument seiner Anhänger erklärt“ (S.34). Ein praktikabler Ansatz, der mit dem zweisprachig gegebenen Text auch bei leistungsschwächeren Schülern zu klaren Ergebnissen führen sollte – sofern sie der Titel des Arbeitsblattes nicht in Ehrfurcht erstarren lässt („Makroskopie eines kryptographischen Pronominalreliefs“, S. 39). – „Die Tollkühnheit, einen schönen Menschen zu küssen“ lautet der provokante Titel, unter dem MAGNUS FRISCH in der

Sek II einen XENOPHON-Text behandeln möchte (*Memorabilia* 1,3,8-15; sprachlich eher leicht, auf zwei AB schülerfreundlich aufbereitet). Hier vergleicht SOKRATES das Küssen eines schönen Menschen mit dem Biss einer Giftspinne, da dies von der Suche nach dem wahrhaft Schönen und Guten abhalte. Nach einer fundierten Einführung zu Thema und Text gibt Frisch einige methodische Anregungen (Einschnitte bei der Lektüre) und schlägt Aspekte der Interpretation vor, die an die Alltagswelt der Schüler anknüpfen. Dabei könnte auch Xenophons Angabe, dass Sokrates als eine Art Notlösung zum „Sex ohne Liebe“ geraten habe (I 3,14), ein denkbarer Anlass für ein Interpretationsgespräch sein, welches die „Selbst- und Sozialkompetenz der Schüler“ (S. 42) gewiss fördert. Hier und bei Fragen an die Runde wie z. B.: „Wie wichtig ist euch, schön auszusehen?“ (S. 46) sind allerdings Reife und Selbstbewusstsein der Schüler sowie ein gutes Kursklima unabdingbar. Und auch die Lehrkraft sollte sich wohl auf einschlägige Fragen an die eigene Person vorbereiten. – Die Visualisierung als Mittel der HERODOT-Interpretation wählt FRANK OBORSKI („Die Berechenbarkeit des Glücks. Das Schicksal des Kroisos im Koordinatensystem“). Nach der Lektüre von Herodot 1,29-87 sollen die Schüler eine „Glückskurve“ für KROISOS anfertigen und, weitgehend entgegengesetzt verlaufend, eine „Kurve der Erkenntnis“. Eine dann folgende Kurvendiskussion wird sicherlich lebendig ausfallen und kann Grundlage für ein vertieftes Textverständnis sein. – KARL-HEINZ NIEMSANN betont in seinem Beitrag „Wechsel der Emotionen – Erschließung und Interpretation eines Catull-Gedichts“ zunächst recht apodiktisch, dass „Erschließung und Interpretation der Texte der Übertragung vorangehen sollen“ (S. 54), und am Ende noch einmal, dass die „Schrittfolge ‚Texterschließung – Textinterpretation – Textübersetzung‘ in der Unterrichtspraxis durchführbar und sinnvoll ist“ (S. 57; dem wird man kaum widersprechen). So sollen die Schüler für CATULL, c. 8 über Beobachtungen zum Tempusrelief, der Modusstruktur und den Konnektoren zunächst eine Gliederung vornehmen (hierfür ist c. 8 in der Tat gut geeignet), dann die einzelnen Abschnitte paraphrasieren, um schließlich eine „Gesamtzu-

sammenfassung von Catulls Gedankenablauf“ (S. 56) zu geben. Durch Einzelbeobachtungen zu Wortwahl, Versmaß, Tempowechsel, durch Verfassen eines Antwortbriefs u. a. lässt sich das Textverständnis dann weiter vertiefen. – Im „AU EXTRA“ weist RAINER NICKEL darauf hin, dass eine Reihe antiker Texte den Charakter von Essays besitzt, obwohl die antike Gattungstheorie den Essay noch nicht kennt („Essay und Epoché – ein Versuch über skeptische Distanz“). Auch stehe der Essay „bisher nicht im Zentrum altsprachlicher Fachdidaktik“ (S. 59). Fasst man den Essay als „Methode einer subjektiv-skeptischen Selbstprüfung unter Zurückhaltung eines abschließenden Urteils auf“ (ebd.), so ließen sich nicht nur SENECA'S „*Epistulae Morales*“, die bereits FRANCIS BACON als Essays bezeichnete, als Texte dieser Gattung interpretieren; neben GELLIUS mit seinen „*Noctes Atticae*“ erscheint Nickel auch CICERO „bereits lange vor Seneca als echter Essayist“ (S. 60). Als Beispiel dient eine längere Passage zur skeptischen Denkweise aus dem „Lucullus“ (7-9). – Fazit: Der Band bietet eine Reihe ganz unterschiedlicher Ansätze zur Textinterpretation – auch das Griechische kommt zu seinem Recht – und macht nicht zuletzt deutlich, dass erst ein durch Interpretation erlangtes tiefergehendes Textverständnis Grundlage für eine adäquate Übersetzung sein sollte.

ROLAND GRANOBIS

Soeben ist ein umfangreicher **Doppelband 1/2, 2013 der Pegasus-Onlinezeitschrift** erschienen (<http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/>). Er bietet auf 273 Seiten insgesamt sieben hochinteressante Artikel, die ausschließlich von Studierenden aus Göttingen und Berlin verfasst wurden und zeigen, auf welchem hohem Niveau unser Nachwuchs arbeiten kann. – LENA FLORIAN, Übersetzen und Verstehen im Lateinunterricht. Eine empirische Untersuchung, 1-15. Immer wieder klagen Lehrer über die fehlende Übersetzungskompetenz ihrer Schülerinnen und Schüler, auch wenn diese die Vokabeln beherrschen. Doch welche Fehler werden hierbei gemacht, wo liegt deren Ursprung und was sind ihre Auswirkungen? Diesen Fragen geht Lena Florian in ihrem Beitrag nach. Anhand eines Beispiels aus der Unterricht-

spraxis, in dem die Unterhaltungen der Schülerinnen und Schüler während des Übersetzens dokumentiert wurden, stellt sie die Vorgänge beim Verstehensprozess lateinischer Texte sowie den Zusammenhang zwischen dem Übersetzungs- und Verstehensvorgang dar. Dabei bezieht sie aktuelle Erkenntnisse aus der Leseforschung sowie der Verbindung zu den modernen Fremdsprachen mit ein. – MELANIE GUCANIN, Über die Herkunft des Konstruierens. Eine Betrachtung aus fachdidaktischer Perspektive, 16-32. In ihrem Aufsatz beschäftigt sich Melanie Gucanin mit der Methode des Konstruierens, die 1875 von JULIUS ROTHFUCHS als Mittel zum Übersetzen aus dem Lateinischen vorgestellt wurde. In diesem Beitrag zur historischen Fachdidaktik wird Rothfuchs' Grundsatz („*qui recte construit, recte vertit*“) vor dem Hintergrund der formalen Bildung analysiert. – HEMMA JÄGER, Interkulturelle Kompetenz im Lateinunterricht, 33-54. Die Autorin stellt sich die Frage, wie Kultur zu verstehen ist und wie die in Rahmenlehrplänen geforderte Förderung interkultureller Kompetenz im Lateinunterricht umgesetzt werden kann. Anhand einer Analyse der Lektion „Fremde: Angst und Faszination“ des Lehrbuchs „prima – Übergangsektüre“ werden Probleme und Chancen der Vermittlung exemplarisch vorgeführt. – ANDREA KIKENBERG, Spielen oder nicht spielen, das ist hier die Frage. Eine empirische Untersuchung über die Effektivität von Lernspielen im Lateinunterricht, 55-104. Das lateinische Wort „*ludus*“ bedeutet „Schule“, aber auch „Spiel“. Andrea Kikenberg untersucht diesen Zusammenhang: Führt die Anwendung von Lernspielen im Lateinunterricht zu einem messbaren Lernzuwachs? Nach einer Definition des „Spiels“ sowie einer Darstellung der aktuellen Forschung zu Spielen im Unterricht stellt sie eine eigenen Versuchsreihe vor. Zwei Gruppen von Schülerinnen und Schülern werden mit denselben Lerninhalten konfrontiert, die einmal mit und einmal ohne den Einsatz von Spielen vermittelt werden. Andrea Kikenberg kommt dabei zu interessanten Ergebnissen. – TIM KRÜGER, Alte Sprache – neue Wege. Über die Erfordernis von empirischer Unterrichtsforschung am Beispiel des Einsatzes von Bildmedien, 105-152. Im Aufsatz „Alte Sprache – neue Wege. Über

die Erfordernis von empirischer Unterrichtsforschung als Schlüssel zu fundierten und signifikanten Erkenntnissen“ adressiert Tim Krüger den Mangel an empirischer Unterrichtsforschung in der altsprachlichen Didaktik. Anhand einer Studie zum lernfördernden Effekt von Bildmedien im Lateinunterricht wird exemplarisch dargestellt, wie Methoden der empirischen Erhebung die didaktische Forschung bereichern können. (Aus Urheberrechtsgründen kann der Anhang zu diesem Beitrag nicht im Netz veröffentlicht, sondern nur auf Anfrage per E-Mail versandt werden. Bitte wenden Sie sich bei Interesse an ULRIKE STEPHAN ([ulrike.stephan@hu-berlin](mailto:ulrike.stephan@hu-berlin))). – ANN-CATHERINE LIEBSCH, Die deutsch-lateinische Übersetzung im Schulunterricht. Eine bildungshistorische Untersuchung, 153-217. Der Artikel behandelt die Frage, wie sich die Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische (Hinübersetzung) von einer Zielleistung im Schulunterricht zu einem Randphänomen entwickelt hat. Die auf das neuhumanistische Gymnasium in Preußen konzentrierte Untersuchung wertet vielfältige Quellen aus, v. a. Lehrpläne und Prüfungsordnungen, die vor ihrem historisch-politischen Kontext analysiert werden. – IRIS MÜNZNER, Neue Wege im Lateinunterricht? Zur praktischen Umsetzung der Kompetenzorientierung am Beispiel der Metamorphosen Ovids, 218-273. In Iris Münzners Aufsatz steht die Frage im Zentrum, in welchem Maß und in welcher Weise das Ovid-Projekt die Anforderungen eines kompetenzorientierten Unterrichts umsetzt. Nach einer ausführlichen Analyse des Materials, bei der sie auch Erkenntnisse und Forderungen aktueller Literatur zum Thema Kompetenz mit einbezieht, macht die Autorin Verbesserungsvorschläge und stellt eigens ausgearbeitete Materialien vor. (Aus Urheberrechtsgründen kann der Anhang zu diesem Beitrag nicht im Netz veröffentlicht, sondern nur auf Anfrage per E-Mail versandt werden. Bitte wenden Sie sich bei Interesse an ULRIKE STEPHAN ([ulrike.stephan@hu-berlin](mailto:ulrike.stephan@hu-berlin))).

Athen ist ein Sehnsuchtsort, nicht zuletzt für Archäologen. Doch womit beschäftigen sich eigentlich die „Athener“ Altertumswissenschaftler zur Zeit? Nach Metro-Bau, Olympia-Bau, Akropolismuseumsneubau hat man im

Strom der darauf folgenden Krisennachrichten wenig in den deutschsprachigen Medien über archäologische Themen aus Athen gehört. Das heißt nicht, dass es nichts zu berichten gäbe! Grund genug für die **Antike Welt (Heft 6/2014)** bei den Wissenschaftlern vor Ort nachzufragen. Im Titelthema der kommenden Ausgabe präsentieren deutsche und griechische Archäologen ihre neuesten Forschungsergebnisse und Funde in dieser einmaligen „Hauptstadt“ der antiken Welt. – ANNETTE HAUG, Kleidung und Nacktheit im frühen Athen – Körper- und Rollenentwürfe auf Keramik, 10-14. Kleidung und Nacktheit sind Hinweise auf Rollenbilder in der Gesellschaft, auf Sichtweisen, soziale Gefüge und Differenzierungen. Sie zeigen eine Weltsicht, die u. a. an Hand von unterschiedlichen Akzentuierungen von Körperpartien entworfen wird. – NICOLE REMMELE, Machtkämpfe unter Aristokraten – Die Lösung innergesellschaftlicher Konflikte im archaischen Athen, 15-19. Die Autorin widmet sich einer besonders konfliktreichen Zeit Athens. Mit verschiedenen Ansätzen suchten die Athener Lösungen, die zur Festigung der Polis führten; jedoch immer unter Führung der Aristokraten. – D. SOURLAS, Die Hadriansbibliothek in Athen – Ein historisch-archäologischer Überblick, 20-26. Aktuelle Grabungsergebnisse bringen Licht ins Dunkel einer langen Forschungsgeschichte: Diente der Gebäudekomplex als Kaiserforum, zur göttlichen Verehrung des HADRIAN oder wurde es als kulturelles Zentrum erbaut? – SOI AGELIDIS, Zu Ehren der Demeter, zum Wohle der Seele – Die jährliche Prozession von Athen nach Eleusis, 27-32. Eine große Bedeutung für die Polis Athen hatten die eleusinischen Mysterien. Die Prozession spiegelt diese Rolle in konkreten Vorgängen wider. U. a. wurden die eleusinischen *hierá* überführt, heilige Gegenstände und gleichzeitig ein Symbol der Zusammengehörigkeit von Athen und Eleusis. – Weitere Artikel im Heft: A. SCHOLL, Pergamonmuseum (fast) ohne Pergamon. Für fünf Jahre bleibt der Altarsaal geschlossen – aber es geht weiter!, 33-35. – M. ZERJADTKE, Roms Feind am Rhein – Über Krieger, Heere und Kriegsführung im Germanien des 1. Jhs. n. Chr., 38-45. Waren die germanischen Könige wirklich unbesiegbar? Der Autor geht dieser Frage auf den

Grund und verschafft einen Einblick in die kriegerischen Strategien der germanischen Kampfverbände. – G. BINDER, Roms Marmor und die verödete Stadt Luna, 65-71. Luna ist nicht nur die Stadt des Marmors: Privathäuser mit Mosaiken, Reste des Amphitheaters und die Ruine des sog. Luna-Tempels zeugen noch heute von der einst florierenden Colonia. – ANITA RIECHE, „Es giebt dieses das erste facsimile“ – Nachbildungen antiker römischer Architektur, 74-83. Nachbildungen antiker Architekturen des 19. und 20. Jhs. versetzen römische Gebäude in weit von ihren ursprünglichen Standorten entfernte Orte und in die Nähe des Publikums nördlich der Alpen oder in Übersee. – KL. BARTELS, „Aller Dinge Maß ist der Mensch ...“ (Zitate aus der alten Welt. – Woher sie kommen und was sie bedeuten.), 97.

Im **Heft 4/2014** der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel** geht es thematisch um „Die Ordnung der Sterne. Zwischen Faszination und Ablehnung: Astrologie und Astronomie“. In den alten Kulturen hatten die Bewegungen der Himmelskörper eine wichtige Bedeutung für die Menschen: für Könige, für ganze Reiche und auch für den einzelnen Menschen. Die Ereignisse am Himmel waren Zeichen für das Geschehen auf der Erde. Diese Zeichen galt es zu deuten. Die Bahnen von Mond, Sonne und Planeten erklärte man sich durch göttliches Wirken, daher waren die wichtigen Gottheiten der alten Kulturen zumeist der Mondgott, der Sonnengott und die weibliche Hauptgöttin, die mit dem Planeten Venus assoziiert wurde. Die Griechen entwickelten die Horoskopierkunst und in römischer Zeit war es sehr populär, eine Vorherbestimmung durch die Sternkonstellationen anzunehmen. Das jüdische und später christliche Gottesbild musste sich mit diesen Haltungen in seiner Umwelt auseinandersetzen. In einem Dutzend Artikel werden Themen dieser Art aufgegriffen, erwähnt seien hier: HELGA KAISER, Leben unter Sternen. Sterne – Götter – Zeiten, 6-9. – SILVIA SCHROER, Der Planet Venus und die Verehrung der Himmelskönigin, 16f. – HELGA KAISER, Der Messiasstern. Astronomisch, historisch, theologisch, 22f. – M. HOFFMANN, Magier und Astrologen bei der Geburt Jesu? 24-27. – K. VON STUCKRAD, Die Auseinandersetzung mit der Astrologie. Stern-

kunde im frühen Judentum und Christentum, 28-33. – R. LEICHT, Wie kommt der Zodiak in die Synagogen? Astrologische Spurensuche im frühen Judentum, 34-39. – J. RÜPKE, Im Rhythmus von Sonne und Mond. Die astronomischen und kulturellen Grundlagen der Zeitrechnung, 40-45. – G. RÖWEKAMP, Die Berechnung des Geburtsjahres Christi. Die Gestirne und die christlichen Feste, 48-53. Zu empfehlen der Tusculum-Band von HEINRICH BLASS, Antike Astronomie, Nachdruck der Ausgabe von 1949, de Gruyter, 312 Seiten, der astronomische Texte von HOMER über ARISTOTELES und HIPPARCHOS bis zu PLINIUS, KOPERNIKUS und KEPLER im griechischen oder lateinischen Originaltext mit Übersetzung umfasst.

Das **Heft 2/2014** der Zeitschrift **Circulare. Unabhängiges Organ der klassischen Philologen und Altertumswissenschaftler in Österreich** ist dem Gedenken der am 29.5.2014 verstorbenen, langjährigen Präses der *Sodalitas*, WILHELMINE WIDHALM-KUPFERSCHMIDT, gewidmet. In mehreren Reden und Nachrufen wird die Innovationsbereitschaft, die bildungspolitische Kompetenz und das unermüdliche Engagement, aber auch die Liebeshwürdigkeit dieser bedeutenden Philologin und Standesvertreterin hervorgehoben. (Vgl. den Nachruf von F. MAIER im vorliegenden Heft.) – Aufgabenpakete und Korrekturinformationen zum Österreichischen Zentralabitur in den Alten Sprachen lassen sich online aufrufen unter: <https://www.bifie.at/node/2653> (Latein 6-jährig), <https://www.bifie.at/node/2652> (Latein 4-jährig) und <https://www.bifie.at/node/2655> (Griechisch). – Lateinisches zum 1. Weltkrieg. Die Grabinschriften des Thronfolgerpaares kommentiert W. J. PIETSCH, 7f. – Ein zentrales Problemfeld der täglichen Unterrichtsarbeit nimmt P. GLATZ in den Blick, Wortschatz und Grammatik als Brücken zum Textverstehen oder: Über heilige Kühe und (doch nicht so) erstaunliche Erkenntnisse, 9-12.

Erschienen ist das **Heft 35/2014** der **Informationen zum altsprachlichen Unterricht. Ianus** mit wissenschaftlichen und essayistischen Beiträgen, Notizen aus der Praxis und für die Praxis, Buchbesprechungen, Audiovisualia, Tagungsberichte und Personalien. Zur ersten Rubrik

gehören: KL. BARTELS, Geflügelte Worte aus der Antike – Nistplätze, Irrflüge, Federwechsel, 8-16. – F. MAIER, Brücken nach Europa – Ovids unvergleichliche Wirkmacht. „Die Lykischen Bauern“, „Philemon und Baukis“, „Orpheus und Eurydike“ im Vergleich, 17-30. – W. J. PIETSCH, Peter Rosegger und die Antike? Griechisches und Lateinisches im Kontext des „Volksdichters“ (2. Teil), 30-34. – BRITA PILSHOFER, Filiae familias – die rechtliche und gesellschaftliche Situation, 34-38. – U. REINHARDT, Der antike Mythos in der europäischen Kunst von der Renaissance bis zur Gegenwart (2. Teil), 39-53. – ANJA WOLKENHAUER, In die Semmel biss der Kater. Zur Kulturgeschichte des lateinischen Merkverses, 54-66. – BARBARA DOWLASZ, Die lateinische Dichtung des 20. Jahrhunderts im Lateinunterricht, 67-75. – ELISABETH GLAVIC, ASTRID HOFMANN-WELLEHNOF, Latin goes Hollywood – ein erfolgreiches Konzept für einen Lateinkurs, 76.

In der Zeitschrift **Die Alten Sprachen im Unterricht**, Mitteilungsblatt der Landesverbände Bayern und Thüringen im DAV, **Heft 2/2013**, das hier nachzutragen ist, erschienen vier interessante Beiträge: W. SUERBAUM, Caesar – rettender und Verderben bringender Kaisername, 6-18. 0 G. HOFFMANN, Griechisches in der Qualifikationsphase – Versuch einer Modifikation bei jahrgangsübergreifenden Kursen, 19-27. – M. HÄUßINGER, Tablet im Latein- und Griechischunterricht, 28-30. – M. WENZEL, Wenn eine Ehefrau erst einmal misstrauisch wird. Zu Martial II 54, 31-35.

Im **Heft 3/2014** findet man: F. HASLBECK, Das Doppelstundenprinzip – eine bildungspolitische Modeerscheinung oder doch eine ernst zu nehmende fachdidaktische und methodische Herausforderung, 4-6. – M. GLOCK, „Vom Bären einen kurzen Kursus“ (es geht um den Problembar Bruno, den Eisbären Knut und Nachrichten von Bären in der antiken Literatur), 7-19. – CHRISTINE BAX, Herkulena – Ein antiker Superstar. Oder: Moderne trifft Antike, 20-35. Berichtet wird von der Entstehung eines Theaterstücks durch Schüler/innen der Jahrgangsstufen 5-7. – W. STROH, Augustus und die Literaten, 36-42.

JOSEF RABL



*Platon, Laches, Übersetzung und Kommentar von Jörg Hardy (Platon Werke, Übersetzung und Kommentar, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz herausgegeben von E. Heitsch u. a., V 3 Laches), V & R Göttingen 2014, 231 S., EUR 74,99 (ISBN 978-3-525-30418-1).*

Mit dem vorliegenden Buch unternimmt JÖRG HARDY (H.) den Versuch, PLATONS „Laches“ insbesondere inhaltlich und in seiner Argumentationsstruktur zu erfassen, zu beschreiben und zu deuten. Dementsprechend bietet der Kommentar keine fortlaufenden sprachlichen Einzelerklärungen.

Das Buch gliedert sich in die beiden großen Blöcke „Übersetzung“ (11-38) und den Kommentar (39-215), gefolgt von Literaturangaben (Textausgaben und Übersetzungen, 216 und Literaturverzeichnis, 217-221); ein Stellen-, Namen- und Sachregister (222-231) beschließen den Band.

Die Übersetzung ist in einer gut lesbaren, zeitgemäßen Diktion gehalten, die gleichwohl das Kolorit der fremden Sprache durchschimmern lässt. Dem Leser treten keine Verstehenshindernisse in den Weg.

Der Kommentar eröffnet mit einer Einleitung, die als Vorbereitung der dem platonischen Text schrittweise folgenden Interpretation fungiert, indem sie zentrale Fragestellungen, Themen, Begriffe und Dimensionen des Dialogs vorab benennt und erläutert. Hierzu gehören v. a. die „Rechenschaftgabe“, die Dialogform und „Hebammenkunst“, die Bedeutung spielerischer Elemente, das Problem der Schriftlichkeit, die aporetische Anlage der sokratischen Gespräche (mit der vorgenommenen Differenzierung der Begriffe „Problem“ und „Aporie“), die Unterscheidung SOKRATES – PLATON, die auf die Schwierigkeiten einer Rekonstruktion der Auffassungen des Autors PLATON verweist (vgl. bes. 55, Anm. 21), die drei epistemischen Ebenen der Vollkommenheit, Wissenssuche und Ignoranz, die sokratische Glücksauffassung, die Datierung des „Laches“.

Diese kleine Übersicht sollte bereits hinreichend ansichtig machen, welch vielschichtigem

Dialog einerseits die Leserschaft begegnet und welche Fülle an Dimensionen andererseits der Kommentator in der konkreten Erklärung des Wortlautes des Textes zu berücksichtigen und zu erschließen hat. Dabei vermag H. schon im einleitenden Teil die vielen Problemfelder nicht nur zu benennen, sondern auch deren Bedeutsamkeit vor Augen zu stellen, wenn er beispielsweise den Ernst der spielerischen Elemente akzentuiert, der in der Aufforderung zur präzisen, begründeten Meinungsüberprüfung, letztlich in der grundsätzlichen Warnung vor der Misologie zu sehen sei, wenn er etwa als das spezifische Ziel der Mäeutik die Selbstvergewisserung der Gesprächspartner des SOKRATES über das, was sie selbst wissen (oder eben auch nicht) herausstellt oder wenn er (mit BLÖßNER) die platonische Dialogform als Ausdruck der Einsicht begreift, dass sich Erkenntnisse nicht durch den Nachvollzug gegebener Formulierungen, nicht durch Belehrung allein erzielen lassen, dass vielmehr wirkliches Wissen auf eigenes Verstehen angewiesen ist. Die Mäeutik bezeichnet H. übrigens als eine Pionierleistung in der abendländischen Philosophiegeschichte (47, Anm. 10).

Überdies lässt die Einleitung überzeugend deutlich werden, dass das einende Band des Verstehens bei der Lektüre des Dialogs und im Verfolgen seiner Argumentation, die zudem auf den ersten Blick nicht immer stringent zu sein scheint, der sokratische Eudämonismus, also die Frage nach einem gelingenden Leben und dessen Bedingungen darstellt.

V. a. auch dieses zentrale Thema teilt der „Laches“ mit einer Reihe anderer Dialoge, sodass H. einen holistischen bzw. unitaristischen Interpretationsansatz für einen angemessenen Zugang hält, in der begründeten Annahme, dass die Frage nach einem gelingenden Leben, in verschiedenen Dialogen von unterschiedlichen Aspekten her beleuchtet und jeweils um Facetten erweitert, durch eine vergleichende Betrachtung in eine stimmige Gesamtdeutung überführt werden könne, eben in eine Theorie des sokratischen Eudämonismus. Dieser Ansatz kommt insbesondere in den Exkursen zum „Protagoras“ und

„Menon“ zum Tragen (169-215; vgl. auch die Bemerkungen zum „Charmides“, 160-162).

Mit Blick auf die Methodik ist H. zudem grundsätzlich der Überzeugung, dass jede Deutung eines platonischen Dialogs hypothetisch sei, sich aber einerseits als Orientierung von denjenigen Thesen leiten lassen sollte, „die Sokrates ausdrücklich für wahr und allgemein zustimmungsfähig hält“ (54) und andererseits von den „Antworten der Gesprächspartner, die mit diesen Thesen vereinbar sind“ (55).

Was die Datierung betrifft, so betrachtet H. den „Laches“ als einen der frühesten, wenn nicht den frühesten Dialog Platons. Da es weder für eine absolute noch für eine relative Datierung Belege gebe und auch sprachstatistische Untersuchungen und intertextuelle Bezüge keinen verlässlichen Aussagen erlaubten, stützt sich H. auf das besondere Bild, das im „Laches“ von SOKRATES gezeichnet werde, sowie das philosophische Argument der typischerweise am Anfang einer sokratisch-philosophischen Untersuchung stehenden Was-ist-F?-Frage, die „aus einem alltäglichen, lebensweltlichen Anlass und einem gemeinsamen Erkenntnisinteresse heraus“ (67) entwickelt werde.

In diesem Zusammenhang sei auf das Versehen hingewiesen, Platon habe die zweite sizilianische Reise 348/7 unternommen „und die späten Dialoge nach seiner zweiten Rückkehr bis zu seinem Tode 348/7“ (S. 65-66, Anm. 26) verfasst. Den Hauptteil des Buches bildet eine durchgängige Detailinterpretation des „Laches“, die schrittweise dem Textverlauf folgt und intendiert, die einzelnen Argumente in ihrem sachlichen Gehalt, ihrer logischen Struktur und in ihren Beziehungen untereinander zu beschreiben und zu erklären, so dass der Text für den Rezipienten sehr aspektreich durchdrungen wird. Insofern dies häufig in der Form weit ausgebauter Argumentationsketten und in der Sprache und Struktur der modernen bzw. formalen Logik geschieht, wird die Bereitschaft, sich mit diesem methodischen Instrument näher zu befassen, seitens der Leser vorausgesetzt, die dann auch selbst entscheiden werden, inwieweit ihnen auf diese Weise eine Verstehenshilfe geboten wird und inwiefern es dieser Darstellungstechnik

bedarf. Als wesentliche inhaltliche Ergebnisse der gründlichen Analysen lassen sich festhalten, dass ein Mensch in einer guten seelischen Verfassung ist, wenn er tapfer ist und zwar in einer von Wissen geleiteten Weise (166) und dass eine gute seelische Verfassung „ein Wissen über gute oder schlechte Sachverhalte“ (167) voraussetzt, aber auch ein Wissen „über die glücksrelevanten Tugenden, also über die Motivation, in Übereinstimmung mit seinem Wissen zu handeln“ (167). Neben der sachlichen und logischen Erschließung bietet der Kommentar eine Reihe weiterer, interessanter Einsichten, die ich hier nur andeuten kann. So werden beispielweise Einblicke in Platons Darstellungskunst gegeben, indem seine Fähigkeit zur treffenden Charakterzeichnung herausgestellt wird, typische Argumentationsmuster und -verhaltensweisen zur Sprache gebracht, wie etwa den Gesprächsopportunismus, der ein gemeinsames Fortschreiten im Erkennen letztlich scheitern lässt, oder zahlreiche hilfreiche Erklärungen zu philosophischen Grundbegriffen wie Sachverhalt, Definition, Definiens und Definiendum und dgl. gegeben.

In dem sehr sorgfältig gearbeiteten Buch sind mir nur wenige Fehler aufgefallen, z. B. „dass“ statt „dann“ (162) oder die fehlerhafte Trennung „glücksentscheidend“ (120).

Sprachlich nicht immer in einer eben leicht zugänglichen Form dargeboten, hält H.s Kommentar zahlreiche Anregungen für eine vertiefte Auseinandersetzung mit einem der frühen Dialoge Platons bereit.

Erhältlich ist der Kommentar auch als eBook im PDF-Format zum Preis von EUR 59,99.

BURKARD CHWALEK, Bingen

*Christoph Jamme / Stefan Matuschek (Hrsg.), Handbuch der Mythologie. Darmstadt 2014 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft). 308 S. EUR 49,95 (ISBN 978-3-8053-4753-2).*

Mythen gibt es bei fast allen Völkern, sie zählen zu den ältesten kulturellen Errungenschaften überhaupt. Die Menschen können durch sie eine Hilfe erfahren, um sich in ihrer Lebenswelt zu orientieren. Bücher über Mythen und Mythologie existieren bereits in großer Zahl, die Herausgeber möchten die Leser „in die Vielfalt,

die weltweite Verbreitung und die Dauerhaftigkeit der Mythen“ (Vorwort, 8) einführen. Ziel des Handbuchs ist es, „eine Balance aus Präsentationen und begrifflicher Klärung“ herzustellen (8). Das Handbuch besteht aus zwei ungleich langen Teilen. Im ersten Teil „Welten des Mythos“ (11-51) informieren die Herausgeber über den aktuellen Diskurs des Phänomens „Mythos“, im zweiten Teil werden die „Mythen der Welt“ der verschiedenen Kulturkreise vorgestellt (53-355). Daran schließen sich das Register mit den mythischen Namen (356ff.) und den Personennamen (363ff.) sowie der Abbildungsnachweis (368) an. Im Abschnitt über „Mythos und Mythologie“ (12ff.) bieten die Herausgeber eine Definition des Begriffs Mythos und stellen positive und negative Seiten vor; nach JAMME /MATUSCHEK (JM) kann man Mythen folgendermaßen definieren: „Mythen sind historisch nicht überprüfbare oder durch ihren fantastischen Charakter wunderbare Erzählungen, die dennoch als Erklärungen, Deutungen oder Sinnstiftungen funktionieren“ (12). Für JM macht es keinen Sinn, die Geschichte der Mythen in eine Zeit aufzuteilen, in welcher der Mensch an sie geglaubt hat, und eine andere Zeit, in welcher sie sich von dieser Auffassung befreit hätten (13). „Es gibt nicht die beiden Epochen *in* und *nach* den Mythen“ (13). Die griechischen Philosophen waren die ersten, die vom Mythos gesprochen haben, wobei Kritik und Anerkennung des Mythos gleichermaßen zu beobachten sind. Entsprechend der Erkenntnis, dass in der heutigen Zeit nicht nur eine wissenschaftliche Fachrichtung das Thema Mythos behandelt, sondern interdisziplinär gearbeitet wird, präsentieren die Herausgeber die verschiedenen Ansätze zum Mythos aus philosophischer, theologischer, ethnologischer, psychologischer, politischer und künstlerischer Perspektive (20ff.). Mythen können sich im Laufe der Zeit verändern, darauf nimmt auch die Wissenschaft Bezug, wenn sie Rezeptionsdokumente untersucht.

Im Abschnitt über die Mythostheorien wird nicht so sehr die Frage nach dem ‚Wesen‘ des Mythos erörtert als vielmehr die Suche nach den Funktionen in den Vordergrund gestellt. Es werden die verschiedenen Theorien untersucht, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden

sind; da die einzelnen Theorien hinsichtlich der Herangehensweise teilweise weit auseinanderliegen, kann es auch keine Gesamtgeschichte des Mythos geben (15). Jeder Abschnitt ist ähnlich aufgebaut; zuerst werden entscheidende Beschreibungen der Relationen vom Mythos und den verschiedenen Bereichen geliefert, dann wird auf wichtige Literatur hingewiesen, so dass sich der Leser intensiver mit dem jeweiligen Bereich befassen kann.

Im zweiten Teil des Buches werden Details zu den Mythen der Welt präsentiert. Die Einteilung erfolgt nicht chronologisch, sondern nach Erdteilen. Die Herausgeber beginnen mit Europa und nicht mit Asien, obwohl im Alten Orient (218-235) die ältesten Mythen anzutreffen sind. Auch der Abschnitt über die altägyptische Mythologie (236-249) folgt nach der Behandlung der europäischen Mythen (54-217). Die Herausgeber begründen diese Reihenfolge damit, dass das griechisch-römische Altertum Schwerpunkt für die gesamte europäische Kultur Grundlage war (8); im Falle der Germanischen Mythologie heben die Herausgeber hervor, dass hier ein Sonderfall vorliegt, da keine authentischen Dokumente vorhanden sind, sondern erst in späteren Epochen aus christlicher Perspektive Rekonstruktionen vorgenommen wurden (8/9). An den Europa-Kapiteln soll exemplarisch dargelegt werden, was in den eher theoretisch angelegten Abschnitten des ersten Teils vorgestellt wurde. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Konzepte der europäischen Tradition nicht ohne weiteres auf außereuropäische Kulturkreise übertragbar sind. Ziel des Buches ist es, einen Anfang zu machen, „den Mythos als ein allgemeines Phänomen menschlicher Gesellschaft zu sehen“ (9).

Da das FORUM CLASSICUM eine Zeitschrift für die Kultur der Antike mit Schwerpunkt für die Fächer Latein und Griechisch ist, soll der Focus der Betrachtungen auf Europa gesetzt werden, ohne damit die anderen Mythologien als unwichtig erscheinen zu lassen. Den Herausgebern ist vielmehr dafür zu danken, dass der Leser Einblicke in die Vorstellungen anderer Kulturkreise erhält, also in die indische Mythologie (250ff.), die chinesische Mythologie (277ff.), die Mythologie Nord- (291ff.) und Meso- sowie Südamerikas

(307ff.), schließlich in die Mythologie Australiens und Ozeaniens (329-355). Jeder Abschnitt ist von anerkannten Fachwissenschaftlern verfasst, die jeweils am Ende auf wichtige Literatur verweisen. Der Abschnitt über Europa (54ff.) beginnt mit der griechischen Mythologie; in der Einleitung erläutern JM die Herkunft und die Bedeutung des Begriffs Mythos und erinnern an grundlegende Texte wie HESIODS Theogonie, die Epen HOMERS (Ilias und Odyssee), die attischen Tragödien und den Lyriker PINDAR. Fließende Übergänge zwischen Mythos und Historiographie zeigen sich bei HERODOT. Während bis ins 20. Jahrhundert die Kenntnis der griechisch-römischen Mythologie integraler Bestandteil gymnasialer Bildung war, geht die Bedeutung über diesen kulturellen Bereich stets zurück. GUSTAV SCHWABS Buch „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“ (1838-1840) informierte die Jugend in anschaulicher Weise über die Mythen und wurde immer wieder neu aufgelegt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat der bulgarische Kinderbuchautor DIMITER INKIOW mit seinen Publikationen SCHWAB abgelöst. Fast dreißig mythische Figuren stehen in diesem Abschnitt im Focus, von ACHILLEUS/ACHILLES bis ZEUS. In der Regel wird jede mythische Person kurz vorgestellt, so wie sie die griechischen Autoren charakterisiert haben. Im Falle der ANTIGONE wird natürlich die Fassung des SOPHOKLES gewählt, weil in diesem Stück die Tochter von ÖDIPUS und IOKASTE die Protagonistin ist. Auch andere griechische Tragödiendichter haben den Mythos verwendet, doch dann spielt ANTIGONE eine Nebenrolle (AISCHYLOS: Sieben gegen Theben). Der Abschnitt über ANTIGONE liefert aber auch Informationen über die Rezeptionsdokumente späterer Epochen, etwa der französischen Klassik des 17. Jahrhunderts oder über JEAN ANOUILHS ANTIGONE und weitere Adaptationen in der modernen europäischen Literatur. Hinweise auf außerliterarische Künste gibt es nicht, in diesem Fall müsste man andere Handbücher konsultieren (etwa von HERBERT HUNGER, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, <sup>8</sup>1988, oder von G. DOMMERMUTH-GUDRICH, 50 Klassiker Mythen.

Die bekanntesten Mythen der griechischen Antike. Hildesheim 2000). Die meisten anderen Artikel enthalten Bildmaterial (schwarz-weiß) verschiedener Epochen und Hinweise auf andere Bildende Künste. Im Falle von DAIDALOS und IKAROS ist ein Imitat in schwarz-weiß abgedruckt, das ein Maler in der Art von PIETER BRUEGEL erstellt hat (87).

Die Einleitung zur Römischen Mythologie haben ebenfalls die Herausgeber verfasst (152ff.). Thematisiert wird die Frage, ob römische Mythen überhaupt Eigenständigkeit beanspruchen dürfen. Mit dem Hinweis auf die Existenz zahlreicher Mythen zur Gründung der Stadt Rom und auf zahlreiche lokale Mythen italischer Herkunft wird diese Frage klar bejaht. Als Quellen römischer Mythen werden einige Autoren wie VERGIL (*Aeneis*), LIVIUS (*Ab urbe condita*), OVID (Metamorphosen, *Fasti*) und PROPERZ (das vierte Buch der *Elegiae*, 152) genannt. Aeneas bildet erwartungsgemäß den Auftakt der römischen Mythologie. Die wichtigsten Autoren für den Gründungsvater der Römer werden angeführt, ebenfalls wird auf eine Reihe bedeutender Rezeptionsdokumente aus späteren Epochen hingewiesen; auch wenn solche Aufzählungen nie Vollständigkeit beanspruchen, hätte man doch die Nennung von WILLIAM GAGERS *Dido Tragoedia* erwartet (Hrsg., übers. und kommentiert von U. BAUMANN und M. WISSEMANN, Frankfurt/M. 1985), da GAGER wohl als der bekannteste Verfasser lateinischer Universitätsdramen in der Renaissance gelten kann. Im Artikel über die Metamorphosen des OVID sollte man auf jeden Fall auf die Interpretationen von MICHAEL VON ALBRECHT aufmerksam machen (etwa: Ovid. Eine Einführung. Stuttgart 2003).

Insgesamt ist das Handbuch der Mythologie zu empfehlen, sucht man aber weitergehende Hinweise auf Rezeptionsdokumente, wird man besser einige der angeführten Publikationen konsultieren. Das Buch liefert einen Beitrag für einen weltumspannenden Blick auf das Phänomen Mythos.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Joachim Fugmann: *Römisches Theater in der Provinz, Freiburg i. Br. / Berlin / Wien 2013 (Paradeigmata 20); 109 S., EUR 19,80 (ISBN 978-3-7930-9682-5).*

In einführenden oder überblickshaften Darstellungen zum römischen Theater wird das Theaterwesen vom Beginn der Kaiserzeit bis hin zur Spätantike oft vernachlässigt, wohl weil in dieser Periode kaum noch neue Werke der ‚literarischen‘ dramatischen Gattungen Komödie und Tragödie für vollständige Aufführungen auf der öffentlichen Bühne verfasst wurden. Wie jedoch die erhaltenen Überreste von Theaterbauten im gesamten römischen Reich zeigen, blieb das Theater – in Rom und außerhalb – ein wichtiges Element des gesellschaftlichen Lebens auch nach dem Ende der Republik. Daher ist es begrüßenswert, dass mit JOACHIM FUGMANN'S Buch nun eine sachkundige Einführung zum Theaterwesen der Kaiserzeit, „mit ihrer Betonung des sozialgeschichtlichen Aspekts“ (S. 9), vorliegt. Dabei handelt es sich um eine Neuauflage eines ursprünglich 1988 mit einem anderen Titel und bei einem anderen Verlag erschienenen Werks, das mittlerweile nicht mehr lieferbar ist (*Römisches Theater in der Provinz. Eine Einführung in das Theaterwesen im Imperium Romanum*, Stuttgart 1988 [Schriften des Limesmuseums Aalen 41]): „Für die Neuauflage wurden Darstellung und Textbeispiele im wesentlichen beibehalten. In Teilen neu gestaltet sind dagegen die Abbildungen sowie die Auswahlbibliographie, die nach dem aktuellen Stand der Forschung revidiert ist.“ (S. 7). Der alte wie der neue Titel tragen der Tatsache Rechnung, dass ein Großteil der archäologischen und epigraphischen Belege dieser Epoche, die unmittelbar die Theaterpraxis widerspiegeln, aus den römischen Provinzen stammt. Die Übersicht gilt jedoch nicht nur für die Provinzen.

Das Buch besteht aus einer klar gegliederten Einführung in alle wichtigen Aspekte der Struktur des römischen Theaterwesens (S. 11-42), einer Sammlung von 22 „Textbeispielen“ (in Latein) mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen (S. 43-63) sowie 40 Schwarz-Weiß-Abbildungen (S. 65-99); am Ende folgen eine Auswahlbibliographie (S. 101-107) und Abbildungsnachweise (S. 108-109).

Die Einführung bietet einen systematischen Überblick über Arten von Aufführungen, Theaterbau und Sitzordnung, Veranstalter und Finanzierung (Anlässe für Aufführungen), Spielplan (Typen von Aufführungen) und Status der Schauspieler. Ein detaillierteres Inhaltsverzeichnis oder ein Register könnten zur schnelleren Auffindung der einzelnen Punkte beitragen; jedoch ist die Einführung so stringent und fokussiert gehalten, so dass man sie ohne Weiteres mit Gewinn insgesamt lesen kann. Durchgängig wird im Text immer wieder auf die „Textbeispiele“ oder die Abbildungen am Ende des Bandes verwiesen; außerdem sind als Belege weitere Primärquellen und einige Hinweise auf Sekundärliteratur in Anmerkungen hinzugefügt. Bedauerlich ist, dass neuere Forschungsliteratur für die Darstellung nicht eigentlich fruchtbar gemacht werden konnte, aber eine eingehendere Diskussion von Forschungspositionen hätte vielleicht dem Charakter der Einführung widersprochen. Insgesamt erweckt die Präsentation eher den Eindruck einer Momentaufnahme, da auf historische Entwicklungen nicht ausdrücklich Bezug genommen wird. Daher, so wünschenswert es auch ist, dem Theater der Kaiserzeit (im eigentlichen Sinne) eine Abhandlung zu widmen, kann der Fokus auf diese Periode (und die Provinzen) dazu führen, dass nicht ausreichend klar wird, inwiefern bestimmte Konventionen mit denen in republikanischer Zeit übereinstimmen, sich davon unterscheiden oder Weiterentwicklungen sind. Jedenfalls ergeben sich aus der Übersicht wichtige Details der Theaterpraxis in der Kaiserzeit, wie Anlässe der Aufführungen, Sponsoren und Art der aufgeführten Stücke.

Die abgedruckten „Textbeispiele“ bestehen hauptsächlich aus Inschriften (zur Illustration der im fortlaufenden Text behandelten Aspekte) und machen so eine wichtige, jedoch oft vernachlässigte Gruppe von Textzeugen für das Theaterwesen in der Kaiserzeit bequem zugänglich; die Auswahl kann unabhängig vom ersten Teil des Buchs als Informationsquelle genutzt werden. Auch wenn angegeben ist, dass von den „in zahlreicher Zahl erhaltenen Inschriften ... nur einige wenige exemplarisch vorgestellt werden können“ (S. 27), wäre es für nicht-fachkundige Leser hilfreich,

wenn die Auswahlkriterien und die jeweilige Häufigkeit bestimmter Typen von Inschriften genauer bestimmt wären. Ferner wirkt es etwas inkonsequent, wenn gelegentlich längere Passagen aus literarischen Texten (in Übersetzung) im fortlaufenden Text der Einführung zitiert werden, weil man sich fragen kann, wie sich deren Status von den „Textbeispielen“ unterscheidet.

Die Abbildungen vermitteln auch denjenigen, die keine Studienfahrt zu diesen oder einigen dieser Objekte unternehmen (dem Auslöser für die ursprüngliche Abfassung des Buchs), einen visuellen Einblick in die kaiserzeitliche Theaterkultur. Sie belegen anschaulich, was man auch aus den „Textbeispielen“ ersehen kann, nämlich dass im Römischen Reich nicht nur Gladiatorenkämpfe oder Wagenrennen für das gesellschaftliche Leben von Bedeutung waren, sondern auch ‚echte‘ Theaterbauten mit den entsprechenden Aufführungen. Zur besseren Einordnung wäre es allerdings wünschenswert, wenn die auf den Fotos zu sehenden Bauten, Reliefs oder Theatermasken genauer datiert oder beschrieben wären. Obwohl man sich natürlich immer weitere Details wünschen könnte, ist die Darstellung von Joachim Fugmann, wegen ihrer Konzentration auf wesentliche Aspekte und ebenso wegen des in ihr vereinten Belegmaterials, sowohl für Literaturwissenschaftler als auch für Historiker wie ebenso für Reisende gewinnbringend. Nachdem das Buch nun wieder zugänglich ist, ist zu hoffen, dass es dazu beitragen kann, dass die undifferenzierte Vorstellung vom ‚Verfall‘ des römischen Theaters nach dem Ende der Republik aufgegeben wird und man eher nach der Art der Weiterentwicklung zu fragen beginnt.

GESINE MANUWALD, London

*Walter Burnikel: Quintilian – Pädagogische Texte aus der Antike. Annweiler: Sonnenberg Verlag 2013 (Exemplarische Reihe Literatur und Philosophie Bd. 34). 109 S., EUR 12,80 (ISBN 978-3-933264-74-9).*

Klein sind sie und bunt, die Bände der Exemplarischen Reihe des Sonnenberg Verlages, bunt aber nicht nur bezüglich ihres Äußeren, sondern auch – im besten Sinne – hinsichtlich ihres Inhaltes: Romanistik, Germanistik, Theologie/

Philosophie, Alte Sprachen ... . Und noch ein anderer Aspekt macht sie für den Leser interessant: Dem Leser mit knapp bemessener Zeit – so der Klappentext – bieten sie die Möglichkeit die wesentlichen Züge des Lebens und des Werkes eines Autors kennenzulernen. Dabei sind alle Bände einem gemeinsamen Programm verpflichtet: eine kurze Biographie, Originaltexte und eine Auswahlbibliographie ergänzen jeweils die Interpretation.

Als Nummer 34 gesellt sich zu dieser Reihe jetzt ein Bändchen von Dr. WALTER BURNIKEL mit dem Titel „Quintilian – Pädagogische Texte aus der Antike“.

Aus berufenem Munde – Burnikel war zunächst selbst Lehrer an einem saarländischen Gymnasium, dann über lange Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Klassische Philologie der Universität des Saarlandes und schließlich Schulleiter eines altsprachlichen Gymnasiums – erhält der Leser einen Überblick über das römische Schul- und Bildungssystem im 1. Jh. n. Chr. Dabei ist dem Autor daran gelegen, bei allen notwendigen Unterschieden und bei einigen erstaunlichen Gemeinsamkeiten vor allem das zeitlos Gültige, sozusagen die pädagogischen Konstanten, herauszuarbeiten, ohne dabei als *accusator praesentium* (vgl. PETRON 88,6) zu erscheinen.

Für 20 Textabschnitte – überwiegend in der von QUINTILIANS *Institutio oratoria* vorgegebenen Reihenfolge – hat Burnikel im Bemühen um eine vertiefte Aneignung eine eigene Übersetzung erstellt, um sie dann den vier pädagogischen Tätigkeitsfeldern (innerfamiliäre „Vorschule“/ beim *ludi magister* / beim *grammaticus* / beim *rhetor*) zuzuordnen und zu kommentieren. Dabei gewährleisten die diesen vier Bereichen jeweils vorgeschalteten kurzen Einführungen den bereits erwähnten Überblick. Die einzelnen Quintilian-Texte bieten dann Erstaunliches: von Einblicken in die antiken Methoden des Schreibens mit Schablonen und Spielbuchstaben, über die Frage nach der Berechtigung der Prügelstrafe, bis hin zu Qualitätskriterien eines guten Lehrers: Fragen also und Überlegungen – besonders im letzten Fall –, die uns auch in der Gegenwart noch beschäftigen (z. B.: HATTIE-Stu-

die [2009, deutsch 2013], MICHAEL FELTEN: Auf die Lehrer kommt es an [2010]).

Abschließend geht Burnikel auf den letzten Seiten seines Büchleins auf die zukunftsweisenden Gedanken Quintilians ein, aber auch auf die nicht wegzudiskutierenden Defizite in dessen Ausführungen, die dem anderen gesellschaftlichen Kontext geschuldet sind. Davor widmet er allerdings noch einen Abschnitt einem Zeitgenossen und Landsmann Quintilians: dem Dichter MARTIAL, dem bekannten Lästermaul am Ende des 1. Jh. n. Chr. Damit gewährt Burnikel einen Einblick in die so anders gearteten Niederungen des damaligen pädagogischen Alltags: ein Gegensatz zu Quintilians hehren Vorstellungen, den man sich stärker nicht vorstellen kann. Trotz aller sich widersprechenden Aussagen beider Autoren findet Burnikel aber auch bemerkenswerterweise etwas Gemeinsames, das jeder von beiden auf die ihm eigene Weise vertritt: die Auffassung von der Würde des Kindes – oder wie es JUVENAL etwa zeitgleich formulierte: *maxima debetur puero reverentia* – „höchste Ehrfurcht schuldet man dem Kind“ (Sat. 14,47), ein sehr fortschrittlicher Gedanke, den man eher dem beginnenden 20. Jh. (ELLEN KEY) als der Antike zuschreiben möchte.

KARSTEN MAYER, Sulzbach

*Karl-Wilhelm Weeber: Lernen und Leiden. Schule im Alten Rom. Darmstadt 2014 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft). 160 S. EUR 19,95 (ISBN 978-3-8092-2895-3).*

Nachdem uns viele seiner Bücher Einblicke in die bunten Facetten des römischen Alltags gewährt haben, legt KARL-WILHELM WEEBER dieses Jahr eine Schrift zur „Schule im Alten Rom“ vor. Dass dieses Werk gerade jetzt, vier Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Schuldienst – er war sowohl als Lehrer in den Fächern Latein und Geschichte als auch als Schulleiter tätig –, erscheint, genügt, das Interesse an seinen Reflexionen zu wecken: Zu welchen Einsichten gelangt ein Mann, der wie sicher kaum ein anderer jahrelange praktische Erfahrung im Umgang mit Schülern und Lehrern gesammelt hat (ein weiterer Tätigkeitsbereich Weebers war die Ausbildung von Lehramtsstudenten)? Welche Erkenntnisse gewinnt er aus der Analyse

der antiken Verhältnisse im ‚Bildungswesen‘, wo sieht er Perspektiven oder Anregungen für den modernen Unterricht, wo Abschreckendes?

Weeber gliedert sein Buch in sechs, jeweils mit einem zentralen Zitat überschriebene Kapitel und nutzt sowohl Bilder als auch etwas längere, immer in übersetzter Form dargereichte Zitate zur Illustration. Er betont gleich in seiner Einführung, die Organisation des römisch-antiken Schulalltags, dem es, wie er im Folgenden wiederholt betonen wird, gerade an staatlicher Organisation mangle, könne uns vor allem als „Gegenmodell“ (S. 10) dienen. So macht auch die Darstellung der repressiven und wenig effizienten Lehrmethoden sowie der Exklusivität des Schulsystems, in welchem für Mädchen wenig Platz war, einen großen Teil des Werkes aus; nur das abschließende Kapitel über „Quintilians Reformpädagogik“ widmet sich mit der Darstellung von dessen *institutio oratoria*, einem „Manifest, das noch heute in weiten Teilen Aktualität beanspruchen kann“ (S. 117). Die Aufteilung jedes Kapitels in einzelne Unterkapitel erleichtert den Zugang zur gedanklichen Struktur des Werkes sehr; auf inhaltlicher Ebene ist einzig zu kritisieren, dass allzu oft nicht klar wird, in welcher Epoche der römischen Geschichte sich der Autor gerade befindet.

Die methodische Herangehensweise ist im Zusammenhang mit dem gewählten Genre zu betrachten, den strengen Anforderungen von Wissenschaftlichkeit kann – und will – Weeber also nicht genügen. Das Problem, vor dem jeder, der über die Kultur der Antike schreiben will, steht, ist schnell diagnostiziert: Die wesentliche und ergiebigste Quelle ist die Literatur, mit viel Glück stößt man auf (vermutlich) direkt in den Lebensvollzug integrierte Medien, z. B. ein Graffito, eine schriftliche Kommunikation oder ein offizielles Dokument. An einigen wenigen Stellen thematisiert Weeber dieses Problem der Literatur als Kunstform, die nicht in jedem Fall zuverlässig und sachlich Auskunft über alltägliche Abläufe und Strukturen zu geben vermag, indem er eine „satirische Pointierung“ (S. 77) ausmacht oder die Glaubwürdigkeit von Zeugen gegeneinander abwägt (vgl. S. 96); zudem sind die reichlichen Vermutungsfloskeln Zeuge der häufig schwierigen Quellenlage. Grundsätzlich hätte ich mir

– auch bei der Adressierung eines nicht-wissenschaftlichen Rezipientenkreises – eine Klärung der allen Beobachtungen zugrundeliegenden Auffassung von dem Verhältnis von der Literatur zur Kultur in vormodernen Epochen gewünscht. Es ließe sich ja leicht rechtfertigen, literarische Zeugnisse für die Gewinnung kultureller Realien heranzuziehen, hier genügt zum Beispiel der Hinweis auf ARISTOTELES' Überlegungen zum Prinzip der Nachahmung. Das gegebene Feingefühl, zwischen ‚uneigentlichem‘, also ironischem oder rollengebundenem, und authentischem Sprechen zu unterscheiden, beweist Weeber wiederholt.

Beim Sprechen über Pädagogik offenbart der Autor immer wieder sein pädagogisches Können: Er neigt gelegentlich zur Redundanz, die für das Verständnis des Gelesenen stets förderlich ist, und schreibt in dem von ihm gewohnten Stil: alltagssprachlich, pointiert und verlässlich jedes Kapitel mit einem Witz beendend – so spricht Weeber von „Open-Air-Unterricht“ (S. 37), dem „Billigheimer‘ an der nächsten Ecke“ (S. 72), „angesagten“ (S. 85) Lehranstalten, „peanuts“ (S. 87), „griechische[m] Know-how“ (ebd.) oder „state of the art römischer Pädagogik“ (S. 115) – den einen mag dies stören, der andere wird diesen Stil für sympathisch und authentisch halten und wieder ein anderer mag, mit Weeber, fragen: „so what?“ (S. 115).

SEBASTIAN WINKELSTRÄTER, Bonn

*Der „Londoner Vergil“ des John Ogilby von 1658. 136 S., EUR 10,80 (ISBN 978-3-9430543-47-1) – Der „Venezianische Vergil“ – Aeneis-Holzschnitte des 16. Jahrhunderts. 184 S., EUR 12,80 (ISBN 978-3-943054-51-4): jeweils herausgegeben und kommentiert von Ulrich Wilke und Werner Suerbaum, Neukirchen (make a book) 2014.*

Mit den hier anzuzeigenden Bildbänden aus dem Jahr 2014 beschließt der Münchner (emerierte) Latinist WERNER SUERBAUM (S.) eine im Ganzen vierbändige Reihe zu Sammlungen von VERGIL-Illustrationen des 16. und 17. Jh.: Zeichnungen, die seit Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jh. in Holz geschnitten, radiert oder in Kupfer gestochen wurden und in der Folge der Illustration gedruckter Editionen namentlich von Vergils *Aeneis* dienten – als ein Interpretations-

format *sui generis* im steten Vergleich mit der Textvorlage. Vorausgegangen waren 2013 „Der Nürnberger Vergil von 1688“ (mit den Radierungen des Kupferstechers und Astronomen G. CHR. EIMMART d. J. nach Vorlagen des Arztes und Malers G. J. LANG) sowie „Der Augsburger Vergil“ (mit den Radierungen des Goldschmieds J. A. THELOT 1655-1734). Gemeinsamer Referenzrahmen ist dabei sein Handbuch der illustrierten Vergil-Ausgaben 1502-1840 (2008), in welchem S. „eine Vergilius-Pictus-Zählung“ – VP verbunden mit dem Jahr der Publikation – eingerichtet hatte; in diesem chronologisch vorgehenden Handbuch macht S. u. a. auch Angaben zur Abhängigkeit eines Bilder-Zyklus von früheren Drucken.

Für die vorliegenden Ausgaben klärt S. zunächst die Titelbilder: im „Londoner Vergil“ (LV) die Szene, als Vergil vor AUGUSTUS aus seiner *Aeneis* vorträgt und bei der Erwähnung des frühen Todes des ‚Kronprinzen‘ MARCELLUS im 6. Buch dessen Mutter OCTAVIA in Ohnmacht fällt, im „Venezianischen Vergil“ (VV) die Drei-Generationen-Gruppe bei ihrer Flucht aus dem brennenden Troia (als Stich auch im LV, S. 6) sowie (Umschlagmotiv) ‚Vergil am Katheder‘. Sodann leitet S. beide Sammlungen ausführlich und umsichtig weiter ein: zum Einen (LV, S. 15-22) wird an die beiden o. g. Vergil-Zyklen Nürnberger und Augsburger Provenienz angeknüpft, zum Anderen (VV, S. 19-37) wird Herkunft und Rezeption der Holzschnitte nachgegangen, welche seit der ersten bebilderten Druckausgabe, dem 1502 von dem Humanisten und Juristen SEBASTIAN BRANT herausgegebenen „Straßburger Vergil“, bis zu den Erzeugnissen der florentinisch-venezianischen Verlegerfamilie GIUNTA eingearbeitet worden sind.

Der Tanzmeister, Theaterdirektor und spätere (ab 1651) Schriftsteller JOHN OGILBY plante nach seinem Studium des Lateinischen wie Griechischen und Übersetzungen VERGILS, HOMERS und AESOPS eine illustrierte Ausgabe der Werke Vergils; die Finanzierung eines solch kostspieligen Unterfangens durch adelige Subskribenten sicherte er dadurch, dass er deren Namen und Wappen am unteren Rand je einer Radierung unterbrachte. Diese flankierte er dann zweispaltig mit Originaltext (von bis zu zehn und mehr



Bezugsversen) zur Erläuterung des Dargestellten. Für die erste Übersetzung (1654 gedruckt von THOMAS WARREN) ließ er 101 (nicht erhaltene) Zeichnungen des Malers FRANCIS CLEYN (als FRANZ KLEIN 1582 in Rostock geboren) von WENZEL HOLLAR (geb. 1607 in Prag) und PIERRE LOMBART (geb. um 1620 in Paris) in Kupfer stechen (Stich und Radierung werden hier „unterschiedslos gebraucht“ LV, S. 10/16). Die gleichen Radierungen verwandte er auch für seinen lateinischen Textband von 1658 (gedruckt von THOMAS ROYCROFT). Detailliert beschreibt S. (S. 17-22) Motivik, Ambiente und Personal, Komposition im Einzelnen wie Kohärenz im Zyklus der in den Stichen bzw. Radierungen ausgeführten Zeichnungen Cleyns, bejaht aber auch Spiegelung und Gewichtung der *Aeneis*-Handlung in der Auswahl der abgebildeten Szenen. Zusammen mit den zehn Tafeln zu den *Eclogae* und zwanzig zu den *Georgica* stellen die 71 hier aufgenommenen *Picturae* zur *Aeneis* das „aufwändigste Unternehmen in der gesamten nachantiken Geschichte der Vergil-Illustration“ (S. 15) dar und beherrschen für den englischsprachigen Raum über die nächsten mehr als hundert Jahre die Illustration von Vergil-Ausgaben und -übersetzungen in Nachdruck wie Abwandlung. Geradezu klassisch wird die Rezeption der Bilder Cleyns durch ihre Verbindung mit der Vergil-Übersetzung JOHN DRYDENS (seit 1697) durch den Verleger JACOB TONSON, welcher 1676 nach dem Tod und aus dem NACHLASS OGILVY die originalen Kupferplatten gekauft hatte (S. 23f.).

Eine noch stärkere Geltung im übrigen Europa erlangt seit 1502 SEBASTIAN BRANTS – bekannt bereits als Autor des satirischen Narrenschiffs (1494) – Holzschnittzyklus, namentlich in der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Italien. Dabei ist der tiefste Vergilkenner seiner Zeit vorrangig Ideengeber für die 214 Zeichnungen (138 zur *Aeneis*), welche ein für uns nicht weiter greifbarer Holzschneider – er signiert mit dem Monogramm L – für die von Brant konzipierte, mit älteren lateinischen Kommentaren versehene und von JOHANN GRÜNINGER in Straßburg verlegte lateinische Druckausgabe aller Werke Vergils ausgeführt hat (VV, S. 20f.). Nachdrucke dieser Holzschnitte folgten bald: der

Verkauf der originalen Straßburger Druckstöcke nach Frankreich führt bereits in den Jahren 1517 (gedruckt bei JACOBUS SACON) und 1529 (JOANNES CRESPIN) zu einem Lyoner Vergil (S. 13), und das (europaweit tätige) Verlagshaus LUCANTINIO GIUNTA in Venedig nahm sich seit 1519 des *Vergilius illustratus* an: seine zahlreichen Druckausgaben bilden die Grundlage des Venezianischen Vergil, die Holzschnitte dieser Giunta-Ausgaben sind durchweg Nachschnitte der Straßburger Originale von 1502. Die vorliegende Ausgabe basiert mithin auf der ältesten Illustrationsphase und bietet die Holzschnitte zur *Aeneis* (S. 19f.).

Von nicht geringerem Interesse neben der Rezeption der ersten Druckvorlagen für einen (vielfachen) *Vergilius illustratus* ist indes die noch offene Frage nach dessen Anknüpfung an den (je einmaligen) *Vergilius illuminatus* der spätantik-mittelalterlichen Codices und ihrer Miniaturen (VV, S. 28, 35f.). Andererseits wurde der Szenen-Illustrations-Zyklus des Straßburger Vergil schon bald zu einem Auftaktbild-Zyklus (nur eines für jedes Buch) reduziert, bei welchem nicht nur die kontinuierliche Darstellung einer Szenenfolge aufgegeben, sondern auch eine neue Titelbild-Typik entwickelt wurde: im Argumentum-Typus wird nicht mehr eine einzelne, etwa die erste Szene eines *Aeneis*-Buches aufgegriffen, sondern mehrere „piktographisch anzitierte“, idealerweise repräsentative Szenen addiert. Wie die Kupferstichtechnik im einsetzenden 17. Jh. den Holzschnitt des vorangegangenen Jh. verdrängt, so wird auch dieser neue Illustrationstypus vorherrschend; die Kombination von Szenen-Illustration mit *Argumentum* aus Goslar 1623 bildet eine der wenigen Ausnahmen. Der „Nürnberger Vergil“ (s.o.) sowie die späten Szenenzyklen von B. PINELLI (Rom 1811) und dem Stahlstecher E. SCHULER (Karlsruhe 1840) illustrieren keine ausgesprochenen Vergileditionen, sondern finden sich in Büchern.

S. stellt in seinem „Londoner Vergil“ den *Picturae* jedes der zwölf *Aeneis*-Bücher eine Inhaltsangabe voran (welche auch in der hier anzuzeigenden Ausgabe des Venezianischen Vergil vorausgesetzt werden), kursiviert darin die in den Bildern vorrangig wiederkehrenden

Elemente (LV, S. 25f.) und ergänzt diese jeweils durch Resumés „zur Repräsentativität der *Picturae* ... für den Text Vergils“ (Exkurse S. 29f. zur Darstellung von Reden, S. 98f. zu Ausnahmen von der mono-szenischen Darstellung im LV, S. 108 zur Rolle der Götter in den Illustrationen). Neben jedem Stich wird das Bildthema kurz charakterisiert (häufig weiter geklärt und textentsprechend in die Handlung wie in die Bilderfolge – so etwa zu *pict.* 70-72 – eingeordnet) und – wo gegeben – mit Entsprechungen im „Nürnberger“ (1688) und / oder im „Augsburger Vergil“ (1700) vernetzt (vgl. VV zu *pict.* 182). Die von OGILVY (nicht Cleyn) 1658 beigefügten (und nicht überall mit der Bilddarstellung übereinstimmenden) lateinischen Hexameter ersetzt S. durch die entsprechenden aus der Übersetzung von J. H. Voß (1799); nach diesen richten sich auch die Stellenangaben in der Überschrift. Die pro Buch in aller Regel sechs Stiche bilden die konstitutiven Bauteile der *Aeneis*-Handlung ab, Episoden, Höhepunkte, die uns im Ablauf des Epos vor Augen treten (Laokoon, Dido und Aeneas in der Höhle wie Unterwelt, Schildübergabe, Tod von Pallas, Camilla, Turnus). Ausstattung des Personals und äußere Szenerie bieten das stilisierte Antikenbild der Zeit, mit quasi höfischem Gepräge insbesondere, wo man sich versammelt oder Gesandtschaften u. ä. auftreten. Die Situationen sind in Theatralik, Gefühlsausdruck und Dynamik der Figuren als Kleindramen angelegt, auch Mittel- (Nebenbühne: Götter-Ebene) und Hintergrund durchweg ausgeschöpft. Bewegte Szenen herrschen vor, drastische fehlen nicht.

Die Holzschnitte des „Venezianischen Vergil“ (nicht mehr nach Büchern unterteilt) behandeln anders als der LV innerhalb eines Rahmens zumeist mehrere Sujets. Für seine Ausgabe vergibt S. gleichwohl Kurztitel und Stellenangaben, die sich auf ein und das wichtigste Handlungsmoment beziehen (etwa VV *pict.* 55 mit Leseanleitung im Uhrzeigersinn). Ein nicht zu knapper Text neben den fortlaufenden *Picturae* fasst die Erzählelemente zusammen und erläutert Bildaufbau und -programm; auch wenn dieses vom Text nicht zu trennen sei oder gar eine künstlerische Autonomie besitze, verzichtet S. (S. 37) auf die lateinischen Referenzverse des Giunta-Druckes,

verankert stattdessen jeden Schnitt in der Textvorlage Vergils, welche der Zeichner (S. BRANT) durchaus auch erweitert, umstellt, verkürzt, ihr aber doch in der Regel folgt (S. 31-34). Gleich derjenige zum Proöm der *Aeneis* (*pict.* 51) macht die Darstellungsweise der älteren Form deutlich: Vergil schreibt als *poeta laureatus* am Katheder (s. o.) unter der Anweisung der Muse. Im oberen Bildteil die drei Parzen (Schicksalsgöttinnen) vor Karthago; rechts daneben der Raub des troianischen Prinzen Ganymed, welcher sodann mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend, den Göttervater bedienen wird, darunter das Parisurteil – mithin die Iunos Zorn bestimmenden Motive –, wobei die Bildgliederung in Vorder-, Mittel- und Hintergrund nicht gleichermaßen klar geschieden erscheint wie in den Stichen; aber die Eingangsvoraussetzungen der Handlung sind allesamt gegeben. Die weitaus höhere Zahl der Holzschnitte erlaubt eine entsprechend detailliertere Spiegelung des Epos im Ganzen, ihr mehrszeniger Bau die Aufteilung des gleichen Geschehens in einzelne Phasen – was der monoszenische Stich in seiner Beschränkung auf einen bestimmten Moment nur andeuten kann – und den mehrfachen Auftritt der gleichen Figur: wo dies, obwohl konsekutiv ablaufend, simultan gezeigt wird, bleibt das Bild indes statisch, die Darstellung „kontinuierend“ (S. 28, 34, 42f.). Menschen wie Gerät sind in spätgotisch-mittelalterlicher Verfremdung (S. 29f.) der (mitteleuropäischen) Welt um 1500 entnommen (zeitgenössische Karavellen im Seesturm des *Mare Nostrum* VV *pict.* 52, bei der Abfahrt aus Carthago *pict.* 99 und Regatta zu Ehren Anchises' *pict.* 103). In den gründlichen Kommentierungen bringt S. immer wieder auch die einzelnen *Picturae* in Bezug zueinander; eindrucksvoll Aeneas vor den Bildern (im Bild) vom Kampf um Troia am Tempel der Iuno in Karthago = *pict.* 56 aus dem Straßburger Original, nicht rezipiert im Hause GIUNTA. Überhaupt geben gemeinsame Bildmotive in LV und VV die Möglichkeit, ihre Ausführung in den beiden Medien zu kontrastieren (Laokoon und das Hölzerne Pferd LV *pict.* 37/38 = VV *pict.* 60-63; Flucht aus dem brennenden Troia LV *pict.* 42 = VV *pict.* 73; Fama LV *pict.* 51 = VV *pict.* 94; Mezentius LV *pict.* 89-91 = VV *pict.* 163-165 u.

v. a.). Orientierende Literaturhinweise im LV, S. 130-133 / VV, S. 38-40.

Die ansprechend ausgestatteten (und in einer Art DIN-A5-Querformat gehaltenen) Bildbände sind übersichtlich gegliedert und erläutern verständlich und zuverlässig. Einführende Partien werden von beiden Herausgebern verfasst – dass es hier (wie auch andernorts) zu Überschneidungen und Doppelungen kommt, ist kaum zu vermeiden und stört ebenso wenig wie kleinere Druckversehen in geringer Zahl. Die großzügige Anlage der Seiten lässt Stiche wie Holzschnitte (auch im Detail) meist sehr gut zur Geltung kommen. So ergibt sich in beiden von Wilke und Suerbaum zusammengestellten, hier besprochenen Ausgaben eine *series verissime illustrata* der wesentlichen Komponenten von Vergils großem Epos – geschnitten wie radiert.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

*Ulrike Haß-Zumkehr: Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte. Walter de Gruyter. Berlin, New York 2001 (De-Gruyter-Studienbuch). EUR 34,95 (ISBN 3-11-014885-4).*

[Dieses Buch verdient nach wie vor die Aufmerksamkeit der Fachwelt, nicht zuletzt die der jüngeren Leserschaft unserer Zeitschrift.]

1921 kommt FRANZ DORNSEIFF, zuletzt, bis zu seinem Tod (1960), Gräzistik-Ordinarius an der Universität Leipzig (vgl. mein Buch „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“. Franz Dornseiff als Klassischer Philologe und als Germanist“: Abh. Sächs. Ak. d. Wiss. 76/1 [1999; dazu R. Schmitt, Beiträge zur Geschichte der Sprachwiss. 9, 1999, 295ff.]) bei seiner PINDAR-Übersetzung auf den Gedanken, dass es ein synonymisch geordnetes deutsches Wörterbuch, und bei seinen Stilstudien („Pindars Stil“), dass es eine griechische Entsprechung geben sollte, wobei der Aufbau des Begriffssystems zuerst an der Muttersprache bewerkstelligt werden müsste. Auf DANIEL SANDERS’ „Deutschen Sprachschatz“ (1873) aufmerksam geworden (zu ihm s. das hier zu besprechende Buch bes. Kap. 7), erwägt Dornseiff, eine verbesserte Neuauflage dieses Werkes herauszubringen, aber das Projekt kommt nicht zustande. Er beginnt, einen „Deutschen Wort-

schatz nach Sachgruppen“ zu schaffen; dieser erscheint 1933/34, die ersten beiden Lieferungen unter dem Titel „Deutscher Wortschatz synonymisch geordnet“ (auf die Titeländerung gehe ich hier nicht ein); bei HAß-ZUMKEHR (H.-Z.) sind die Synonymen- und die Sach-Wörterbücher als onomasiologische Wörterbücher zusammengefasst. Der Griechische Wortschatz ist offensichtlich überhaupt nicht zustande gekommen; ein in den 50er Jahren begonnener Lateinischer Wortschatz ist nicht weit gefördert worden. 1959 erscheint die 5., die letzte von Dornseiff bearbeitete Auflage des Deutschen Wortschatzes. Nach Dornseiffs Tod wird der „Wortschatz“ wegen der starken Nachfrage zunächst unverändert nachgedruckt. 2004 kommt er wieder auf den Buchmarkt, weitgehend umgestaltet durch den bekannten und anerkannten Heidelberger Linguistik-Ordinarius WIEGAND sowie den Leipziger Informatiker QUASTHOFF; Grundsätzliches zu dieser Ausgabe (Wiegands Teil ist hervorragend) s. Muttersprache 115, 2005, 72-76.

In dem hier wenigstens kurz vorzustellenden Buch hat U. Haß-Zumkehr, Professorin für Linguistik der deutschen Sprache (seit 2005 an der Universität Duisburg-Essen), Verf./Hrg. zahlreicher einschlägiger Veröffentlichungen, auf knapp 400 Seiten anhand von reichem Material viele grundlegende Fragen behandelt, die nicht nur für Germanisten interessant und wichtig sind. (HADUMOD BUßMANN, Lexikon der Sprachwissenschaft, 4., ergänzte Aufl. 2008, widmet den Gegenständen des Buches von H.-Z. lediglich zwei Spalten.) Wissen Sie, lieber Leser, „Wie Wörterbücher entstehen und wie man sie liest“ (Kap. 2)? Um einige Appetizer zu nennen: Was wissen Sie z. B. über ein „Wörterbuch im Streit der Konfessionen“? 1852 gab es von katholischer Seite Einwände gegen das Grimmsche Wörterbuch wegen ungenügender Berücksichtigung katholischer Texte und zu starker Berücksichtigung von Luther-Texten (Kap. 1.2.3). Schon 100 Jahre nach dem Erscheinen von DASYPIDIUS’ lateinisch-deutschem Wörterbuch (1536) haben H.-Z. 52 zufolge Jesuiten einen Kölner Drucker angeregt, dieses Wörterbuch „in katholischem Sinne umzuarbeiten“. Das Kap. „Wörterbücher im Dienst der NS-Propaganda“ betrifft die von

VIKTOR KLEMPERER so genannte LTI; dazu s. auch „Landes- und Hochverrat soll mit barbarischer Rücksichtslosigkeit verfolgt werden“, *Lexicographica* 18, 2002, 133-146. „Wörterbuchlandschaft mit und ohne Mauer“ (Kap. 11, vgl. Kap. 1.2.2 „Ein Wörterbuch der Klasseninteressen“) beschäftigt sich mit dem in der DDR entstandenen „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ und verschiedenen Bänden des Mannheimer Duden-Verlags. Weitere Kapitel behandeln Wörterbücher der Aufklärung z. B. von FRISCH, ADELUNG, CAMPE; der Brüder GRIMM, VON SANDERS, HERMANN PAUL usw.; den „Europäischen Rahmen der deutschen Lexikografie“; „Sinn- und Sachverwandtschaften – Ordnung der Wörter oder der Welt?“ (zu Synonymen- und Sachgruppenwörterbüchern sowie zu Antonymenwörterbüchern). Im Kapitel Sach- und Sprachlexikografie ist auf Enzyklopädien eingegangen und ausführlich auf Dornseiffs Wortschatz, auch auf seine 1960 in dem von mir herausgegebenen Band „Sprache und Sprechender“ abgedruckten Arbeiten sowie auf „Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie“ der Romanisten HALLIG/VON WARTBURG, die im Unterschied zu Dornseiff keine Probe aufs Exempel gemacht, also keinen französischen Wortschatz nach Sachgruppen geschaffen haben. Besonders wichtig sind COMENIUS' „*Janua linguarum reserata aurea*“ (1631) und sein „*Orbis sensualium pictus*“ (1658). Beide sind sowohl Wörterbuch als auch Enzyklopädie. „Nimmt man alle später bearbeiteten Auflagen beider Bücher zusammen, war Comenius der einflussreichste Lexikograf aller Zeiten und ganz Europas“ (S. 303). Wie sehr Dornseiff Comenius schätzte, bezeugt er noch 1943 in der Einleitung zur 3. „Wortschatz“-Auflage, indem er ein Jahr nach dem Attentat auf HEYDRICH, ein Jahr nach Lidice druckt: „Amos Komenský (Comenius), der Tscheche, auf den Böhmen stolz sein darf bis zum Ende der Tage“. Man beachte: Zuerst der tschechische Name, dann, in Klammern, der im deutschen Sprachgebiet übliche lateinische; gleich danach „Böhmen“ und nicht etwa „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“, wie es die Nazis nannten. (Vorsitzender der Deutschen Comenius-Gesellschaft war von 2005 bis 2013

bekanntlich der Schriftleiter unseres FORUM CLASSICUM.)

Die letzten Kapitel betreffen „Das Wörterbuch als Sprachrichter“, „Computer in der Lexikografie“ und „Wie viele Wörter hat die deutsche Sprache?“, eine sehr verschieden beantwortete, beantwortbare Frage. Den Abschluss des Buches bilden Bibliographien der Quellen und der Forschungsliteratur. In der Neubearbeitung des SCHULZ/BASLER ist zuletzt Band 7 (habilitieren-hysterisch) erschienen. Zu manchem Thema ließe sich noch mehr sagen, z. B. zum Thema „Fremdwort“, s. etwa „... der deutschen Sprache und der Fremdwörter“, in: *Ztschr. f. Germ.* 4, 1983, 448-450. Man vermisst ein Personen- und Sachregister. U. H.-Z.s Buch gehört zu den wichtigen linguistischen Veröffentlichungen der letzten anderthalb Jahrzehnte; auf weitere bedeutende einschlägige Publikationen des Verlages de Gruyter ist FC 2/12, 147 hingewiesen.

JÜRGEN WERNER, Berlin

*Lesebuch Latein – Oberstufe 1. Bearbeitet von Michael Lobe, Elisabeth Kattler, Reiner Streun und Christian Zitzl. Sammlung ratio Heft 16. (Verlag Buchner) Bamberg 2014. 160 S. EUR 18,80 (ISBN 978-3-7661-7726-1) und Lesebuch Latein – Oberstufe 2. Bearbeitet von Michael Lobe und Christian Zitzl. Sammlung ratio Heft 17. (Verlag Buchner) Bamberg 2014. 152 S. EUR 18,80 (ISBN 978-3-7661-7727-8).*

Die einzelnen Bundesländer gehen bei den Vorgaben für das Abiturfach Latein unterschiedlich vor; einige wie Bayern geben ganz konkrete Themen und Textstellen vor, ebenso handhabt dies Niedersachsen, während NRW zwar auch Vorgaben macht, aber doch eine Auswahl zulässt, die die Lehrkräfte in Abstimmung mit den Schülerinnen und Schülern (im Folgenden zusammenfassend: Schüler) vornehmen können. Daher ist es für die Lehrkräfte in Bayern wichtig, über Text- und Lektüreausgaben zu verfügen, die den Vorgaben entsprechen oder zumindest zahlreiche zu behandelnde Textstellen bieten. Im Buchner-Verlag Bamberg sind im Jahre 2014 zwei Lesebücher erschienen, die die Vorgaben der Projektlisten Latein von Q11/1 bis Q12/2 berücksichtigen. Natürlich lässt sich über eine

Lektüreauswahl stets diskutieren, aber schaut man sich die Themen, Texte und Kernstellen genau an, so kann man aus fachlicher Perspektive diese Auswahl weitgehend begrüßen, wobei die klassische *Latinitas* (1. Jahrhundert v. Chr. und 1. Jahrhundert n. Chr.) eindeutig im Vordergrund steht, während Texte aus späteren Epochen nur vereinzelt (AUGUSTINUS, BOETHIUS) oder gar nicht berücksichtigt werden (Mittelalter/Neuzeit). Hier könnte die Empfehlung im Sinne des Europagedankens lauten, auch Texte der gesamten *Latinitas* einzubeziehen, zum Beispiel von Autoren wie ERASMUS VON ROTTERDAM, THOMAS MORUS (dessen *Utopia* wird lediglich als fakultativer Ergänzungstext genannt), FRANZISKUS usw.). Die Vertreter der Fachdidaktik haben dazu eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, man denke nur an die zahlreichen Publikationen von FRIEDRICH MAIER.

Die Konzeption beider Bände orientiert sich an den vorgegebenen Projektlisten des Ministeriums. Damit auch Lehrkräfte anderer Bundesländer einen Einblick in die Textauswahl erhalten, führe ich die Textstellen auf, die gelesen werden sollen. Die beiden Bände bieten aber nicht nur die zu behandelnden Texte, sondern viele weitere Aspekte, so dass sich die Schüler sehr gut auf die Klausuren und schließlich auf die Abiturprüfungen vorbereiten können.

Zu Beginn der Qualifikationsphase steht für das Fach Latein in Q11/1 folgendes Thema im Vordergrund: *Vitae philosophiae dux* – philosophische Haltungen. Dazu haben sich die Verantwortlichen Textabschnitte aus den Werken CICEROS, SENEKAS und des LUKREZ ausgesucht. Hierbei handelt es sich um Textstellen aus den Tuskulanen, den *Epistulae morales*, aus *de finibus*, *de natura deorum*, *de officiis* und als Zusatztexte aus der *consolatio* des BOETHIUS. Ausgewählt wurden klassische Abschnitte, denen man einen kanonischen Charakter zuschreiben könnte. Es wäre zu überlegen, ob man nicht grundsätzlich zu einem Kanon zurückkehren würde, damit die Schüler bundesweit über gemeinsam gelesene Texte diskutieren könnten. Ich weiß, dass dies ein umstrittenes Thema ist (STEFAN KIPF zum Beispiel hat dazu bereits ausführlich Stellung genommen: S. Kipf, Brauchen wir einen Kanon?

Überlegungen zu einem Kernproblem des altsprachlichen Unterrichts, in: Ders. u. a., *Alte Texte in neuem Rahmen. Innovative Konzepte zum lateinischen Lektüreunterricht*, Bamberg 2001, 46-58). Viele Argumente sprechen zumindest für einen Grundstock an Kanonliteratur. Folgende Textabschnitte sollten behandelt werden: CICERO, *Tusc. Disp.* 1, 5-7; 5,5, *De off.* 1,11-14, *De fin.* 3,64-66, 68; 3,27-29, 1,37, 40, 42a, 62; *De nat.* 1,50-56, 2,76-80; LIVIUS, *Ab urbe condita* (fragm. 60). Die Schüler finden einen informativen Text zu Leben und Werk Ciceros (8) und einen Abschnitt aus den Tuskulanen (1,5-7) mit deutscher Übersetzung. Auf den Seiten 10-11 steht der Text: *Tusc. Disp.* 5,5 im Vordergrund. Zur leichteren Behandlung wird stets ein *ad lineam*-Kommentar abgedruckt. Die Herausgeber haben dem lateinischen Text eine deutsche Einleitung vorangestellt, des Weiteren stehen über dem Text Wörter, die eigentlich bekannt sein sollten und die im Text vorkommen (*virtus*, *vitium*, *parere* usw.), und Hinweise auf grammatische Phänomene, die für den Text relevant sind (*Participium coniunctum*). Auf diese Weise gibt es in beiden Büchern Anregungen, wichtige grammatische Details zu wiederholen. So soll die Übersetzung jeweils vorentlastet werden. Der Textabschnitt *Tusc. Disp.* 5,10f. ist zweisprachig abgedruckt (11), so dass den Schülern größere Textmengen für die unterrichtliche Behandlung zur Verfügung stehen. Die Aufgaben decken verschiedene Kompetenzen ab; beispielsweise sollen die Schüler die Regeln der Wortbildung beachten und Bedeutungen von Wörtern erschließen, die sie dann nicht mehr im Lexikon suchen müssen. Ein weiterer Aufgabentyp besteht darin, den Inhalt zu paraphrasieren oder auch Überschriften zu einzelnen Textabschnitten finden zu lassen. Rechercheaufgaben (hier: zur sogenannten Sokratischen Wende) sollen die Schüler ebenso zu einer selbstständigen Arbeit anregen wie Interpretationen von Begleitmaterial (Fotos, Zusatztexte usw.). In der beschriebenen Art werden auch die weiteren Themen der Projektlisten Q 11/1-Q 12/2 behandelt.

Immer wieder gibt es besondere Abschnitte (Kompetenzseiten, jeweils als Doppelseiten), die die Schüler in grundlegende Arbeitstech-

niken und Methoden einweisen. Dazu werden Vorschläge unterbreitet, wie der Unterricht vor- und nachbereitet werden kann (6), wie Referate konzipiert werden und Klausuren systematische vorbereitet werden können (7), wie man sinnvoll Wortschatzarbeit betreiben kann (12) und welche Übersetzungsmethoden sich für die Erschließung von Prosatexten anbieten (18f.); Hinweise auf mögliche Übersetzungsverfahren von poetischen Texten findet der Schüler im Abschnitt über HORAZ, der als erster Dichter im Lesebuch 1 behandelt wird (112f.). Die Herausgeber gehen bei der Präsentation der Text- und Erschließungsmethoden pragmatisch vor und verzichten weitgehend auf metasprachliche Begriffe. Offensichtlich orientieren sich die Herausgeber am linearen Dekodieren (nach H.-J. GLÜCKLICH), auch wenn der Begriff nicht verwendet wird; die Einrückmethode wird vorgestellt, ebenso Elemente der Konstruktionsmethode und Verfahren, die sich an LUCIEN TESNIÈRES Dependenzgrammatik orientieren. Alle Verfahren werden kleinschrittig präsentiert und anhand von Beispielen erläutert. Einen wichtigen Platz nehmen auch Hinweise auf Interpretationsmethoden ein (Lesebuch 1, 26f.; Lesebuch 2, 28f.). Neben der genauen Vorgehensweise finden die Schüler jeweils eine Musterinterpretation (zu CICERO, *De fin.*, 1,37, 40, 42a, 62 (Lesebuch 1, 29) bzw. zu VERGIL, *Aen.* 6, 456-476 (Lesebuch 2, 28f.)).

In ähnlicher Weise verfahren die Herausgeber bei den Texten von SENECA. Als Kompetenzbereiche stehen hier Übersetzungsvergleiche im Focus (40f.). Der Erzieher NEROS ist mit folgenden Briefen/Briefstellen vertreten: *Ep. mor.* 1; 61; 89, 4-6, 8f.; 5, 15; 16, 1-6; 41, 1-2, 56-, 8-9; 76,8-11; 47,1-2, 10-13, 17; *De vita beata* 16,18. Mit diesen Textabschnitten lassen sich zahlreiche wichtige Themen behandeln (Tod, Welterklärungsprinzipien, Behandlung von Sklaven, Begabung, Freiheit, Weisheit, Schicksal, Glück, Zeit usw.).

Für die Projektliste Latein Q 11/2 haben die Verantwortlichen folgendes Thema ausgewählt: *Ridentem dicere verum* – satirische Brechungen. PETRONS *Cena Trimalchionis* lässt die Diskussion über Themen wie Bildung/Unbildung, Welt der Freigelassenen usw. zu (*Sat.* 27,1-6; 28,6; 29,1-6;

32, 1-33;34,1-4; 34, 5-10; 37, 1-7; 40, 1-3; 41, 1-5; 41, 9-12, 42, 1-7; 43, 1-8; 44, 1-15; 45, 1-4, 11, 13; 46, 1-2, 7-8; 59, 2-7; 65, 3-7; 70, 10-13; 71,1, 3-5, 11-72,4; 74, 6-12; 75, 8-76,9; 78, 5-8).

Bei HORAZ stehen satirische Elemente im Vordergrund. Drei *Sermones* wurden ausgewählt (*Serm.* 1,9; 2,6; 1,1) und erlauben Einblicke in die römische Gesellschaft der augusteischen Epoche. In der sogenannten Schwätzer-Satire lassen sich verschiedene Aspekte herausarbeiten (Selbstironie eines Dichters, *Via Sacra* in Rom, metrische Analysen, menschliches Fehlverhalten usw.). Die berühmte Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus macht die Schüler mit typischen Elementen eines literarischen Genus vertraut, das in der europäischen Literatur seit der griechischen Antike (AESOP) bis in die heutige Zeit eine lange Tradition hat. Auch im Kapitel über Horaz beziehen die Herausgeber immer wieder aktuelle Materialien ein, so dass ein Gegenwartsbezug hergestellt werden kann und Vergleiche Antike-Moderne ermöglicht werden (FRIEDRICH TORBURG, Anekdote über ALFRED POLGAR (117), CHAGALL (119), SIGMAR POLKE (121) und WALT DISNEY/Uncle Scrooge (125)).

Einige Gedichte von CATULL (*carm.* 52, 49, 29, 105, 93) und aus den *Carmina Burana* (17, 196) dienen der Vertiefung verschiedener Themen und beschließen den Text- und Methodenteil des ersten Heftes. Am Schluss finden die Schüler folgende Abschnitte: Lernwortschatz (136ff.), Grundwissen: antike Philosophie (144ff.), Grundwissen: römische Satire (148ff.), Grundwissen: Stilmittel (152f.), Grundwissen: Metrik (154), das Eigennamenverzeichnis (154ff.), das Literaturverzeichnis (158f), Abkürzungen (160) und den Bildnachweis (160).

Im zweiten Band, der ähnlich wie der erste aufgebaut ist, sind die Texte und Kernstellen abgedruckt, die die Projektliste Latein für die beiden Kurshalbjahre in Q 12 vorsieht; für Q 12/1 wurde dieses Thema bestimmt: *Nunc aurea Roma est* – politische Perspektiven, in Q 12/2 soll folgendes Sujet behandelt werden: *Si in Utopia fuisses mecum* – staatsphilosophische Entwürfe. Der erste Themenbereich berücksichtigt die Autoren AUGUSTUS, VERGIL, HORAZ, OVID, LIVIUS und TACITUS. Der Eingangstext ist den

*Restae Gestae* entnommen (34); darin schildert der Nachfolger CAESARS aus seiner Perspektive, wie er den ersten Tag als Augustus erlebt hat. Aus der *Aeneis* des Vergil wurden zentrale Textstellen herausgesucht: *Prooemium* (*Aen.* 1, 1-11), die Jupiterprophezeiung (*Aen.* 1,229-283), Aeneas und Dido (*Aen.* 4, 362-396 und *Aen.* 6, 456-476), die Heldenschau (*Aen.* 6,788-805), Roms Auftrag (*Aen.* 6, 847-853), die Schildbeschreibung (*Aen.* 8, 675-700) und Aeneas gegen Turnus (*Aen.* 12, 930-952). Mit dieser Auswahl und den entsprechenden Zusatzmaterialien (Texte, Fotos, Gemälde, Architekturdetails usw.) können sich die Schüler tiefe Einblicke in die *Aeneis* und das augusteische Zeitalter erarbeiten. Ergänzt werden die zentralen Abschnitte der *Aeneis* auch aus Werken des HORAZ (*Carm. Saec.* 29-32, 57-60; *carm.* 4,15), des OVID (*Trist.* 2,27-44) und des LIVIUS (*a.u.c.* 3,26,5-10; 3, 29,5.7) am Beispiel des CINCINNATUS; Berücksichtigung findet auch die Vorrede (*praef.* Teil 1 und 2), ein Blick in den Beginn der Königsherrschaft (ROMULUS) (*a.u.c.* 1,8 und 1,16, 1-8) sowie das Ende dieser Epoche (*a.u.c.* 1, 58,2-12 und 1, 59, 1-7). Mit Hilfe dieser Texte erhalten die Schüler die Möglichkeit, römische Wertvorstellungen kennenzulernen. Dieser Bereich kann anhand der Texte von Q 12,2 weiter ausgebaut werden (*virtus, clementia, pietas* usw.). Der Kampf der Plebejer gegen die Patrizier soll ebenso behandelt werden (*a.u.c.* 2,32,4- 33,2 und 2, 39) wie die Person des MUCIUS SCAEVOLA (*a.u.c.* 2, 12, 5 – 13, 6). Den Schluss der Thematik stellt ein Abschnitt aus TACITUS' Annalen dar (1,2-4).

CICERO ist als zentraler Autor der beiden Jahre vor dem Abitur anzusehen, denn in Q 12/2 stehen staatsphilosophische Entwürfe im Vordergrund (*De rep.* 1,1-2-; 8; 1, 32-34; 1, 39-42; 1, 43-45; 1, 65-67; 1, 68-69; 2, 4-6; 3, 18-19, 33; 3, 24, 27-28; 3,34-37; 5, 1; 6, 10-12; 6,13-16; 6, 26, 29; *De off.* 1, 85-86, 88; AUGUSTINUS, *civ.* 19, 21). Zusatztexte von THOMAS HOBBS, TACITUS, POLYBIOS, J. F. KENNEDY sowie Stellungnahmen moderner Autoren zum Thema runden das Bild ab.

Am Schluss finden die Schüler folgende Abschnitte: Lernwortschatz (123ff.), Grundwissen: römische Geschichte (131ff.), Grundwissen: Gesellschaft und Politik (133f.), Grundwissen:

Augusteisches Zeitalter (135f.), Cicero: *De re publica* – Übersicht und Schwerpunkte (139f), Grundwissen: Stilmittel (141f.), Grundwissen: Metrik (143), das Eigennamenverzeichnis (143ff.), das Literaturverzeichnis (150f.), Abkürzungen (152) und den Bildnachweis (152).

Den Herausgebern ist es gelungen, zwei Lesebücher vorzulegen, die Maßstäbe setzen. Sie bieten nicht nur die geforderten Texte und Textstellen, sondern darüber hinaus wertvolle Hilfen für die Schüler, die sich damit besonders gut auf die Prüfungen vorbereiten können. Die Zusatzmaterialien bieten zahlreiche Möglichkeiten, wissenschaftspropädeutisch zu arbeiten, vertiefte Einblicke in das römische Leben und Denken zu erhalten und die Rezeption der klassischen Antike kennenzulernen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur (Hrsg.) / Klaus Sundermann (verantwortlicher Redakteur): Die Weiterbildungslehrgänge Latein. Impuls 15 – Beiträge zum Alt-sprachlichen Unterricht. Mainz 2014.*

Zunächst berichtet KLAUS SUNDERMANN über die Weiterbildungslehrgänge Latein 2005-2011 (4-9) in Rheinland-Pfalz. Hauptgrund für die Durchführung solcher Lehrgänge (3 insgesamt) war die ungünstige Alterskurve der Lateinlehrerinnen und -lehrer, so dass bereits regionale Engpässe der Lehrkräfte mit der Fakultas Latein feststellbar waren (Stand: Jahr 2004). Unter Einbeziehung verschiedener Gremien wurden Konzepte entwickelt und entsprechende Qualifikationsmaßnahmen geplant. Die Teilnehmerinnen / Teilnehmer sollten bestimmte Bedingungen erfüllen (Latinum als Teilnahmevoraussetzung usw.). Dass auch Widerstände in Fachkreisen (z. B. DAV) aufkommen würden, war naheliegend und verständlich, denn diese Diskussionen gab es auch in andern Bundesländern. Einerseits bezieht sich die Kritik auf die Frage, ob die Teilnehmerinnen / Teilnehmer später fähig sein würden, qualifizierten Unterricht zu erteilen, die andere Frage drehte sich darum, wie die Perspektive der Referendarinnen / Referendare des Faches aussehen würde. Die Weiterbildungsmaßnahme sollte auf jeden Fall sicherstellen, dass der Lateinunterricht

auf hohem Niveau in der Sekundarstufe I erteilt wird. Eine Lösung wäre nach Meinung des Rezensenten, wenn auf Länderebene eine einheitliche Vorgehensweise vereinbart würde, denn es darf nicht sein, dass ausgebildete Referendarinnen / Referendare deshalb keine Einstiegschance erhalten, weil genug nachqualifizierte Lehrkräfte vorhanden sind. Andererseits muss verhindert werden, dass es zu einem Aussetzen des Lateinunterrichts wegen mangelnder Lehrkräfte kommt. In Rheinland-Pfalz konnten sich jedenfalls die Vertreter der Universität Trier, verschiedener Studienseminare, Schulleiter, Mitglieder des DAV, regionale Fachberater usw. auf ein Konzept einigen, so dass die Lehrgangskommission mit Vertretern der oben genannten Gremien ihre Arbeit aufnahm.

Kl. Sundermann liefert in einem weiteren Abschnitt Informationen zum Weiterbildungslehrgang (10-12). HORST DIETER MEURER zieht in seinen Darlegungen eine positive Zwischenbilanz nach dem 1. Weiterbildungslehrgang (13-16). Die Teilnehmerinnen/Teilnehmer haben vier dreitägige Seminare absolviert, und zwar zu den Autoren CAESAR, OVID, CICERO und VERGIL. Darüber hinaus wurden sie in die Behandlung des Stoffes der lateinischen Lehrbücher eingewiesen. Es gab regelmäßig stattfindende Nachmittagssitzungen. Außerdem wurde ein Unterrichtswerk (*Lumina*) vollständig durchgearbeitet. Am Ende des zu besprechenden Bandes finden sich die verwendeten Klausuren und Prüfungen (aus der Vor-, Zwischen- und Abschlussphase) (180-186). MICHAEL P. SCHMUDE steuert einige Überlegungen zum Thema: „Latein für das 21. Jahrhundert“ (17-20) bei, ein Aufsatz, der bereits im FORUM CLASSICUM (1997, Heft 1, 8-11) abgedruckt ist.

Der Abschnitt: „A. Die Blockseminare“ umfasst Beiträge zu den vier genannten Autoren. Außer den Lehrkräften und Fachdidaktikern aus Rheinland-Pfalz haben auch namhafte Professoren und Vertreter von Universitäten Vorträge gehalten, z. B. KAI BRODERSEN zu CAESAR (*Splendid Isolation* – Wie Caesar Britannien zur Insel machte (21ff.)), GERHARD FINK hat folgendes Thema gewählt: „Liebeskunst im Unterricht – ein motivierender Zugang zu Ovid“ (57ff.), ULRICH

EIGLER hat eine Rede CICEROS ausgesucht: „Ciceros Rede *De imperio Cn. Pompei* – Ciceros politische Karriere“ (103) und befasst sich mit dem Dichter VERGIL: „Einführung in die augusteische Dichtung/Einführung in Leben und Werk Vergils“ (128ff.). M. P. SCHMUDE führt in übersichtlicher Art und Weise, aber doch auf knappem Raum in die lateinische Prosodie und Metrik ein (79ff.). Im Blockseminar zu CAESAR stellt Schmude Informationen zur antiken Rede vor und zeigt, wie eine Debatte heute ablaufen kann (123ff.); dazu gibt es einige grundsätzliche Informationen zur Rhetorik und zwei sehr nützliche Folien (Folie 1: Jugend debattiert: die Debatte – Aufbau und Kriterien; Folie 2: Die Arbeitsgänge des Redners (126/127)). BURKARD CHWALEK stellt einige Thesen von JOACHIM DALFEN zum Thema Caesarlektüre (Grundlage: der Aufsatz von Dalfen: Probleme mit Caesar, oder: „Was fangen wir mit unseren Bildungsgütern heute an? zur Diskussion“, abgedruckt im Gymnasium 102, 1995, 263ff.) zur Diskussion.

Den zweiten großen Abschnitt: „B. Didaktik und Unterrichtspraxis“ (157ff.) hat ROLAND FRÖLICH übernommen; dabei geht es um offene Unterrichtsformen im Lateinunterricht (157ff.), um Stationen-Lernen (160ff.), um computergestützte De- und Rekodierung (168ff.), um die Fabeln des PHAEDRUS als Anfangslektüre (169ff.) und um Satz- und Texterschließungsmethoden (178ff.). Dass Phaedrus im Rahmen der Weiterbildungslehrgänge ausgewählt wurde, ist eine nachvollziehbare und gute Entscheidung. Für die Lektüre des Phaedrus sprechen nämlich zahlreiche Argumente (Frölich nennt einige solcher Argumente, S. 171). Der Lehrplan Latein in Rheinland-Pfalz sieht weitere Autoren und Werke vor, auf die ebenfalls hingewiesen wird (z. B. die *Historia Apollinii regis Tyris*, EINHARDS *Vita Karoli Magni* oder auch die *Gesta Romanorum*). Auf S. 170ff werden Angaben zur weiterführenden Literatur und zu Schulausgaben/Lesebücher geboten.

Insgesamt kann man den Eindruck gewinnen, dass die Teilnahme an den Lehrgängen sehr gut auf den Einsatz im Unterricht vorbereitet. Sie werden sowohl in den Bereichen Anfangslektüre/Übergangslektüre als auch in der Hauptlektüre



angemessen instruiert, wobei die Behandlung von Texten VERGILS wohl eher dem Oberstufenunterricht zugeordnet werden sollte und die Teilnehmer die entsprechenden Texte nur zu dem Zweck kennenlernen sollten, damit sie über genaue Kenntnisse über die Arbeit in der Schlussphase des Lateinunterrichts verfügen; schließlich wurden sie für den Erwerb der Unterrichtserlaubnis Latein für die Sekundarstufe I ausgebildet. Der Rezensent vertritt die Auffassung, dass die im Buch gebotenen Anregungen nicht nur für die Teilnehmer eines Weiterbildungsganges von Bedeutung sind, sondern auch Referendarinnen und Referendare sowie für Lehrkräfte des Faches Latein insgesamt von großem Interesse sein können.

(Wer den Band erwerben möchte, sollte sich an das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz wenden, Tel.: 0613116-4161; auf Wunsch wird der Band versandt, eine ISBN-Nummer existiert nicht).

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Hubert M. Schießl: Winterland – Die Verbannung des römischen Dichters Ovid. München 2014, 215 S., erhältlich beim Verf. (Parkstr. 30, 82131 Gaubing) für EUR 16,30 einschl. Versand.*

OVID ist „nachweislich der wirkungsmächtigste Dichter der Antike“, so FRIEDRICH MAIER in seinem Abschiedsvortrag in Innsbruck. Daher ist der Autor auch selbstverständlich in allen Lateinkursen vertreten, oft in Jahrgangsstufe 10. Die Zahl der von den Schulbuchverlagen angebotenen Textausgaben ist unermesslich, der „Einsatz für Ovid und Latein eine Pflichtaufgabe aller, die damit im Unterricht zu tun haben, aber auch eine kaum überbietbare Chance“ (ders.).

Allerdings offenbart sich dabei die absolute Vorherrschaft der „Metamorphosen“, dem Monumentalwerk der römischen Dichtung (vgl. dazu auch Maiers Text in dieser Ausgabe des FORUM CLASSICUM). Die „Verwandlungen“ sind in der zweiten Schaffensperiode des Autors entstanden. In der ersten beschäftigte er sich mit den „Amores“, in der dritten mit seinem Leben in der Verbannung (ca. 8-18 n.Chr.). Aber gerade die dort geschriebenen „Tristia“ und die „Epistulae

ex Ponto“ spielen in der Schule so gut wie keine Rolle.

Im Hinblick auf diesen Mangel gibt es jetzt eine Neuerscheinung, die vor allem den Lehrenden, aber auch den Lernenden in der Klasse einen erfreulichen Auftrieb geben kann. Denn gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens, verbannt nach Tomi am Schwarzen Meer, hat Ovid sein früheres Leben, seine ehemaligen Leistungen, seine jetzigen Leiden und seine ganze seelische Verfassung so perfekt dargestellt, dass damit eine höchst eindrucksvolle Präsentation ermöglicht wird.

Unser Plädoyer geht also dahin, dass bei dem guten Dutzend Ovid-Lektürestunden ganz sicher eine dem Autor selbst, nicht nur seinem Werk gewidmet werden sollte, und dafür eignet sich als sachliche, aufschlussreiche, aber auch unterhaltsame Quelle der Roman von HUBERT M. SCHIEßL.

Der Text seines Buches wird einem gewissen Libanus in den Mund gelegt, der Ovids Lieblingsklave, vor allem aber sein Schreibsekretär sein soll. Dieser beginnt seinen Bericht am Anfang des Romans wie folgt: „Ich sitze auf der Hafemole von Tomi ... Mein Herr, den ich hierher begleitet habe, hat irgendwo dort draußen hinter dem Horizont endlich seine Heimat wieder gefunden, auf die sein ganzes Sinnen und Dichten gerichtet war ... Ich, Ovids Sekretär ... trage nun als Freigelassener den Namen meines Herrn: Libanus Ovidius ... Ich bin sehr stolz darauf, dass ich meinen unglücklichen Herrn gewissermaßen als sein Schreibgriffel begleiten durfte ... Den Bericht über sein Leben fern von Rom habe ich nach bestem Wissen verfasst.“

Und so sieht nun der Lebensbericht über Ovid aus: Hauptsächlich ist er ein (erfundener, aber an der Sache orientierter) Text des Sklaven, der allerdings mit einer Fülle von bedeutenden Zitaten aus vielen Werken des Dichters (in deutscher Übersetzung) bereichert wird. Alles, was Ovid im letzten Teil seines Lebens erfahren hat, wird ausführlich, aber auch unterhaltsam und spannend vorgestellt: die Ausweisung aus Rom, die vorgebliche Audienz bei AUGUSTUS, die schlimme Winterreise durch Italien, ein schrecklicher Sturm in der Ägäis, seine Ankunft und der Aufenthalt im „Winterland“ von

Tomi, dem „Ende der Welt“, Ovids psychische und körperliche Leiden dort und seine vergebliche Hoffnung auf Begnadigung. Zuletzt findet der Autor auch eine romangemäße Antwort auf die ungeklärte Frage nach Ovids Ende.

Das Buch Schießls lohnt sich somit ohne Zweifel zur interessanten Lektüre, aber auch um eine Schulstunde über die Gestalt eines großen Dichters vorzubereiten. Es sollte zudem besonders interessierten Lateinschülern und -schülerinnen zur privaten Hauslektüre empfohlen werden.

KLAUS WESTPHALEN,  
Garmisch-Partenkirchen

*Thetis. Mannheimer Beiträge zur Klassischen Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns. Hg. v. Reinhard Stupperich, Heinz A. Richter. Bd. 20, Mannheim 2013. 582 S. (ISSN 0945-8549).*

Bereits FC 4/09, 327 wurde auf zwei Periodika hingewiesen, die sich außer mit der griechisch-römischen Antike, der Antike-Rezeption und der Geschichte der Altertumswissenschaften auch mit Byzanz sowie mit Griechenland und Zypern in der Neuzeit beschäftigen: die Zeitschrift „Thetis“ und die Buchreihe „Peleus“. Beide werden von dem Archäologen STUPPERICH und dem Griechenland- und Zypern-Historiker RICHTER herausgegeben. Der neueste Thetis-Bd. enthält auf fast 600 großformatigen Seiten über 40 meist bebilderte Beiträge in deutscher, englischer, französischer Sprache. Hier sämtliche Titel oder auch nur alle Themen zu nennen, ist unmöglich. Auf die Aufsätze folgen übrigens noch Summaries und Rezensionen (S. 543ff.). Aus dem Bereich „Antike“ sei hervorgehoben von ST. LYMPEROPOULOS „Europa und der Stier“ (S. 9-20); ich komme darauf zurück. Die Beiträge zur Antike betreffen durchweg Griechisches, doch auch den „Gehweg an innerstädtischen römischen Straßen“ (149-87). – Im Bereich „Byzanz“ stehen neben J. KODERS „Vom Nutzen der Geschichte für die Politik: angewandte Wissenschaft bei Mehmet dem Eroberer. Mehmet Fatih, Achilles, Alexander der Große“ (188-99) „Sportkrawalle im frühen Byzanz“ (163-87). – Der „Neuzeit“ gelten: NIKI EIDENEIER, Menschen und Orte in Griechenlands Reiseliteratur (207-12); HANS EIDENEIER,

Hellenen im Land der Griechen (213-17); G. HEYDEMANN, Philhellenismus in Deutschland und Großbritannien (227-40, Weiterführung zahlreicher eigener Arbeiten; vgl. auch K. MARAS, Philhellenismus, Würzburg 2012); G. GIANNARIS, Greek Bilingual Writers (270-80, zu SOLOMOS, KAVAFIS, KAZANTZAKIS u.a.); A. KLAPSIS, Greek Diplomacy towards Fascist Italy 1922-1940 (293-302); STR. DORDANAS, Der unerklärte Krieg der nationalistischen Organisationen in der Zwischenkriegszeit (303-06). – Die „Zeitgeschichte“ betreffen: L. LYMPEROPOULOS, Die Darstellung des Zweiten Weltkriegs im griechischen Lied (353-99, z. T. mit Noten und einer CD) betrifft vielfach MUSSOLINI; G. WEBER zu Generaloberst LÖHR (400-13; seine militärische Karriere begann in Österreich, aber nach dem ‚Anschluss‘ wurde er in die Wehrmacht übernommen); M. RISTOVIC, Südosteuropa in NS-Plänen hinsichtlich der „Neuen Europäischen Ordnung“ 1940-45 (414-24); J. SAKKAS über ältere und neuere Geschichtsschreibung zum griechischen Bürgerkrieg (425-39); H. A. RICHTER zu Kriegsverbrechen und Reparationsforderungen (440-64); TH. KRUSE, Der deutsch-deutsche Kampf um Nikosia. Städtepartnerschaften als politisches Mittel im Kalten Krieg (467-75; vgl. 569f. die Rezension eines einschlägigen Kruse-Buches). – In „Anmerkungen zur gegenwärtigen Krise“ äußern sich zu politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen in Griechenland und Zypern K. P. ROMANOS u. a., z. B. H. A. RICHTER über Klientelismus in Griechenland (527-32) und H. FAUSTMANN über Zypern 2011-2012 (512-21, guter Überblick). Wenn es bei D. COULMAS, Abschied von Iphigenia (522-26) heißt, es gebe von GOETHE ein Stück „Iphigenie auf Tauris“, „angelehnt an die Tragödie des Euripides, deren Titel er behält“, so stimmt das nicht ganz: Euripides’ Stück heißt Ἰφιγένεια ἢ ἐν Ταύροις, die jetzt wieder Russland einverleibte Halbinsel Krim hieß in der Antike ohnehin nicht „Tauris“, dieser Name ist in der Neuzeit offenbar nach „Aulis“ gebildet. Vielleicht hat Goethe aus dem Namen Chersónēsos tauriké besonders das nēsos herausgehört. Sehr erfreulich, dass in vielen Thetis-Artikeln die Antikerezeption eine Rolle spielt. So zeigt Lympelopoulos in dem oben genannten

Aufsatz u. a. eine Abbildung aus dem „Simplissimus“ von 1942: eine Europa mit „arischen Gesichtszügen“ (S. 15) und ein Plakat mit einem „blutroten mageren Stier, der die Sowjetunion symbolisieren sollte“; er trägt auf seinem Rücken eine „fast zerfleischte Europa“ (S. 17).

Mit Thetis 20 liegt ein weiterer überaus lesenswerter Band vor. Es wäre zu wünschen, dass im nächsten Band dieser Zeitschrift das 2014 von M. PECHLIVANOS an der FU Berlin gegründete Centrum Modernes Griechenland (CeMoG) vorgestellt wird.

JÜRGEN WERNER, Berlin

## Varia

### Vorstandssitzung und Vertreterversammlung des DAV

Am 17. und 18. Januar 2015 finden in Göttingen die Sitzungen des Vorstands und der Vertreterversammlung des Deutschen Altphilologenverbandes statt. Die Einladungen an die Mitglieder der beiden Gremien des Verbandes wurden bereits im Oktober versandt. Neben anderen Themen sind zwei Tagesordnungspunkte von besonderer Bedeutung:

1. Es wird eine Neuwahl des Vorstandes geben. Der am 6. Februar 2011 gewählte und am 23. Februar 2013 wiedergewählte Vorsitzende des Verbandes, Prof. Dr. BERNHARD ZIMMERMANN (Freiburg), wird seine Funktion nach zwei arbeits- und erfolgreichen Amtsperioden niederlegen. In seine Amtszeit fielen die DAV-Kongresse in Erfurt (2012) und in Innsbruck (2014).

2. Die oder der nächste Vorsitzende wird die Aufgabe haben, zusammen mit den Vertretern des Landesverbandes Berlin und Brandenburg den nächsten Kongress an der Humboldt-Universität zu Berlin vorzubereiten. Die dort tätigen Professoren ULRICH SCHMITZER und STEFAN KIPF haben erfreulicherweise schon frühzeitig ihr Engagement zugesagt.

A.F.

### Studienfahrt nach Sizilien in den Osterferien 2015

Sizilien ist eine Reise wert – vor allem aus Sicht des klassischen Philologen und Althistorikers! Klingende Namen wie Agrigent mit den vielleicht

eindrucksvollsten archäologischen Ausgrabungen auf Sizilien, Syrakus, die kulturelle Heimstadt namhafter Dichter und Denker wie SIMONIDES VON KEOS, PINDAR und AISCHYLOS, oder die griechische Gründungskolonie Selinunt mit weitläufiger Akropolis und imposanten Tempelanlagen in strategisch günstiger Lage direkt am Mittelmeer. Charakteristisch für sie ist das bedeutende Heiligtum der Demeter geworden – wohl nicht zuletzt wegen des umfangreichen Weizenanbaus in dieser fruchtbaren Region. Insbesondere CICERO dürfte wohl mit seinen Reden gegen VERRES Sizilien ein Vermächtnis hinterlassen haben, von dem die beiden Kontrahenten wohl nichts geahnt hätten. Soll doch Verres aus dem Tempel der Diana von Segesta eine Götterstatue geraubt haben; Segesta war jene griechische Pflanzstadt, die im Peloponnesischen Krieg Athen zur Hilfe gegen Selinunt gerufen hat. Im kollektiven Gedächtnis bleibt die geradezu bukolisch anmutende Idylle der Gegend um Henna, jenes Hochplateaus, auf dem sich das berühmte Ceresheiligtum befindet und der schöne Mythos von Dispater, dem Gott der Unterwelt, verortet wird, der auf seinem Gespann aus der Erde hervorbrach, um Proserpina, die Tochter der Ceres, zu rauben. Der sagenumwobene Ort geht als „Nabel Siziliens“ (*umbilicus Siciliae*) in die Kultur- und Menschheitsgeschichte ein (Cic. in Verrem IV 105f.); hier lässt sich die Bedeutung des berühmten Reliefs von TRIPTOLEMOS begreifen, der aus den Händen der Demeter eine Ähre als Symbol erhält mit dem Auftrag, durch Vermittlung der Kunst des Ackerbaus die Versorgung und Ernährung der Menschheit sicherzustellen. –

Zu jeder eindrucksvollen Reise gehören natürlich auch die Annehmlichkeiten landestypischer Spezialitäten, menschliche Begegnungen und nicht zuletzt bequeme Unterkünfte sowie eine kompetente Reisebegleitung.

Anmeldungen zur Studienreise in dem Zeitraum 28.03. bis 04.04.2015 nimmt als Kontaktperson Frau Dr. ANGELIKA MORYSON-ZANNINI aus Modena/Italien entgegen. Frau Dr. Moryson-Zannini war Dozentin für deutsche Sprache und Literatur an den Universitäten Bologna und Modena und kommt ursprünglich aus Deutschland. Sie wird die Studiengruppe begleiten und für eine archäologisch geschulte, deutschsprachige Reiseleitung sorgen. Sie verfügt vor Ort in Sizilien über nützliche Kontakte. Die Anreise erfolgt von privat; günstige Hin- und Rückflüge (Catania <-> Hannover) gibt es bereits ab ca. 200,- Euro pro Person. Die Ankunft in Catania sollte bis spätestens 13.00 Uhr erfolgen.

Die Leistungen und Preise entnehmen Sie bitte dem Anhang (s. u.). Absprachen erfolgen unter: Kontakt und Anmeldung: [angelika.moryson@gmail.com](mailto:angelika.moryson@gmail.com) oder Mobil: 0039 333 3313670

### **Vorgesehenes Programm**

#### **28. März 2015 - 4. April 2015**

1. Tag: Am Vormittag Ankunft auf dem Flughafen Fontanarossa Catania. Weiterreise nach Taormina und Besichtigung der Stadt und des griechischen Theaters. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
2. Tag: Besichtigung der Stadt Syrakus, des archäologischen Parks und der Insel Ortigia. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
3. Tag: Besichtigung der Städte Ragusa, Modica und Scicli. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
4. Tag: Besichtigung der Stadt Palazzolo Acreide und des archäologischen Parks. Weiterfahrt nach Noto, der Barockstadt. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
5. Tag: Besichtigung der Villa del Casale bei Piazza Armerina, Weiterfahrt nach Agrigent zur Valle dei Templi. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
6. Tag: Besichtigung der Tempel von Selinunte, Weiterfahrt nach Segesta, Besichtigung des

griechischen Theaters und des Tempels, Weiterfahrt nach Erice und Besichtigung des Ortes. Weiterfahrt nach Palermo. Abendessen und Übernachtung im Hotel.

7. Besichtigung der Stadt Palermo. Nachmittag frei. Abendessen und Übernachtung im Hotel.
  8. Rückfahrt nach Catania. Besichtigung der Stadt, sofern es die Abflugzeiten erlauben.
- Alle Abendessen und Übernachtungen finden in 4-Sterne-Hotels statt, deren genaue Lage und Anschrift mit dem endgültigen Programm bekanntgegeben werden.

Der Preis enthält folgende Leistungen:

- Reisebus entsprechend der Gruppenstärke
- Übernachtung und Verpflegung des Fahrers
- Parkplatz, Autobahngebühren und Versicherungen
- Deutschsprachige, lokale Reiseführer
- 7 Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels
- Kurtaxe, wo vorgesehen
- Unterkunft in Doppelzimmern mit Bad, Fernseher und Kühlschrank
- Halbpension mit Getränken im Hotel

Nicht enthalten sind:

- Eintrittskarten für Museen und archäologische Parks
- Gepäckbeförderung und Extras
- Alles, was nicht ausdrücklich als enthalten vereinbart gilt

Bus: 35 Plätze bei 25 - 30 Teilnehmern

Preis: EUR 650,- pro Person bei mindestens 20 Teilnehmern, Einzelzimmer: + EUR 140,-  
Bezahlung: 30% bei Buchung, Restbetrag vor Ankunft der Gruppe

FRIEDGAR LÖBKER, Aurich

### **Sizilien für Genießer – Bericht der Reisegruppe in der Zeit vom 25.10.- 01.11.2014**

„Sizilien ist eine Reise wert“ – mit diesen Worten wurde im FORUM CLASSICUM von FRIEDGAR LÖBKER eine Studienreise für den Herbst 2014 angekündigt, deren Programm sehr vielversprechend klang.

Was die von Herrn BONO und Frau MORYSON bestens organisierte Reise bot, übertraf jedoch

alle geweckten Erwartungen bei weitem. Die Vielfalt an landschaftlichen Eindrücken, antiken Stätten und Höhepunkten barocker Städtebaukunst begeisterte alle Teilnehmer der neunköpfigen Reisegruppe aus Landshut und Berlin. Nicht umsonst gehören eine große Anzahl der angesteuerten Ziele zum Weltkulturerbe, lassen sie doch eine mehr als 2500-jährige Geschichte wieder lebendig werden.

Besondere Höhepunkte dieser Reise waren unter anderem Taormina im Schatten des Ätna mit seinem beeindruckenden Theater und dem malerischen Stadtkern hoch über dem Meer, der archäologische Park von Siracusa, der uns in die Zeit des Tyrannen Dionysios entführte und dessen Theater manche Premiere der Tragödien von AISCHYLOS gesehen hat, sowie der städtebaulich einzigartige Domplatz von Ortygia. Einen interessanten Einblick in die Volksreligiosität ermöglichte der Besuch der wichtigsten Wallfahrtskirche Siziliens *Madonna delle Lacrime*. Im Landesinneren hoch oben in malerischer Lage überraschten Ragusa, Modica, Scicli und die Barockstadt Noto mit einem Stadtbild, das uns in seiner Geschlossenheit ganz in die Zeit des Barock versetzte. Auf 800 Metern Höhe thront Erice als mittelalterliche Stadt mit einem fantastischen Blick bis weit übers Meer. Unvergesslich bleiben uns die Mosaiken der *Villa Casale* in *Piazza Armerina* aus dem 4. Jahr. n. Chr., die *Valle dei Templi* von Agrigent und die Tempel von Selinunte und Segesta. Die letzte Station der Rundreise war Palermo, das mit seinen Bauten aus der Zeit der Araber, der Normannen, des Barock und der Neuzeit die Geschichte Siziliens widerspiegelt.

Was die Reise zu einem ganz besonderen Erlebnis machte, waren die fürsorgliche Begleitung und die vielfältigen Informationen der Reiseleiterinnen Frau ANGELIKA MORYSON und Frau MARION WEBER über Land und Leute, das heutige Leben in Sizilien, Bildungssysteme, politische und wirtschaftliche Aspekte und – nicht zu vergessen – lukullische Spezialitäten des Landes, die natürlich auch ausgiebig probiert wurden.

Die Unterbringung in hervorragenden Hotels mit bester Verpflegung sorgte für einen rundum

gelungenen Rahmen, sodass Bildung und Erholung jederzeit zu ihrem Recht kamen.

Wir können die Reise nur empfehlen und gratulieren schon jetzt allen Teilnehmern des Ostertermins zu ihrer Wahl! Unser herzlichster Dank gilt Herrn Löbker, Herrn Bono, Frau Moryson und Frau Weber und – nicht zu vergessen – unserem Busfahrer GUISEPPE, der uns stets sicher und zuverlässig ans Ziel brachte.

Für die Reisegruppe:  
URSULA WEGER, Landshut

## **Im Bücherregal eines Lateinschülers.**

### **Ein Ritterspiel.**

Verbrüdet in ihrer Absicht ein gemeinsames Ziel zu erreichen, stehen sie im Bücherregal eines Lateinschülers unserer Gegenwart: die Metamorphosen von OVID, Harrius Potter, Asterix & Obelix und am zahlreichsten an Textseiten des MARCUS TULLIUS CICEROS Schriften, Reden, Leben. Diese treuen Begleiter, flankiert von Lehrbüchern aus unterschiedlichen Jahrzehnten, sind, gesammelt in bunter Mischung, das Resultat vieler Wochen und Monate, deren Stunden der Vorbereitung für das Latinum dienen. „*Odyssea Asterigis*“ ist das erste Buch (eine lat. Erstausgabe!) in lateinischer Sprache gewesen, das tatsächlich noch vor dem Lehrbuch gekauft worden ist vom angehenden Lateinschüler, der den nächsten Monaten noch entspannt entgegenblickte.

Es war ein angenehmer Sonnentag, als er im Antiquariat „*Odyssea Asterigis*“ mit den vielen farbigen Bildern und den übersichtlichen Sprechblasen in der Hand hielt. So kann's Spaß machen, das Lernen, dachte er. Mit Leichtigkeit werde er die staubige und als unlebendig verteilte Sprache mit Hilfe von Wildschweinen, einem Zaubertrank, römischen Soldaten und den unbesiegbaren Galliern verstehen. Doch das Wetter schlug um und die Wolken verschwanden nur zögerlich, nachdem „*Harrius Potter et Philosophi Lapis*“ auf dem Schreibtisch lag. Niemand hatte dem im Selbststudium befindlichen Schüler gesagt, daß diese altrömische Sprache mindestens so schwierig ist wie die Herstellung von wirksamen Zaubertränken oder das Erlernen und die Anwendung von Zaubersprüchen und fliegenden

Besen. Hier und da gab es darüber zwar Gemunkel, aber im Gymnasium, als es um die Wahl der zweiten Fremdsprache ging, wurde das Erlernen der lateinischen Sprache als unverhältnismäßig und unnützlich mit unüberlegter Leichtigkeit schnell beiseite geschoben.

„Unter Kenntnissen im Umfang des Latinums wird die Fähigkeit verstanden, lateinische Originaltexte im sprachlichen Schwierigkeitsgrad inhaltlich anspruchsvoller Stellen ... zu erfassen und dieses Verständnis durch eine sachlich richtige und treffende Übersetzung ins Deutsche nachzuweisen ...“, heißt es im offiziellen Text. In Hessen besitzt es, das Latinum, übrigens den Status der Allgemeingültigkeit. Dies scheint wichtig zu sein im Tumult der *Latina* in den unterschiedlichen Bundesländern: fünf Bundesländer zertifizieren das „Latinum“, vier Bundesländer das „Große Latinum“ und das „Latinum“, zwei Bundesländer das „Große Latinum“ und das „Kleine Latinum“, fünf Bundesländer das „Große Latinum“, das „Kleine Latinum“ und das „Latinum“. Fragen wirft auch das Anmeldeblatt auf, das an die „ordnungsgemäß beglaubigte Fotokopie“ einer zumindest eingeschränkten Hochschulzugangsberechtigung erinnert. Sollte hier eine Abwendung von der neuhumanistischen Idee HUMBOLDTS sattgefunden haben? Oder befürchten die Kultusminister einen nicht zu bewältigenden Ansturm von Tischlern, die nicht nur Tische für die Gebildeten herstellen, sondern selbst einen Schreibtisch benutzen wollen für die Erlernung einer alten Sprache?<sup>1</sup>

Auf dem Hinweisblatt zur Ergänzungsprüfung sind die Prüfungstexte vergangener Jahre aufgeführt: CICERO ist der einzige Autor. Vorerst freut sich der unerfahrene Anfänger über den scheinbar hilfreichen Hinweis, aber später, nachdem er in Ciceros Texten zu versinken drohte, begegnet er dem ernsten Blick der Porträtbüste Ciceros mit Schauer: zeilenlange, unübersichtlich verschränkte Satzteile, die schließlich ein logisches Ganzes in der Übersetzung ergeben sollen, ... ein qualvolles Erinnern! Die Sätze dieses Autors sind mindestens ebenso lang wie die Assoziationskette der Tiefschläge, die den Lernprozeß begleitet haben und mit eben diesem Namen des in Hessen besonders beliebten Römers ausgelöst wird: der

immerhin ambitionierte Schüler sieht sich an die sechste Lektion seines ersten Übungsbuches mit dem großen gelben „L“ erinnert. Nachdem er also pflichtbewusst und äußerst fleißig die vorhergehenden fünf Lektionen durchgearbeitet hat und fast vertraut die a-, o-, e- und konsonantischen Deklinationen hoch, runter, kreuz und quer aufsagt, verschiedene Konjugationen, auch bei den unregelmäßigen Verben, fehlerfrei und hoffnungsfroh folgen lässt, in diesem Moment versucht das Lehrbuch dem Zögling unauffällig die Mischdeklinaton unterzujubeln, und zwar so, als verhalte sie sich wie die anderen Formen. Dieses Übungsbuch („Ein Standardwerk“!) konnte bis dato das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und dem enttäuschten Schüler nicht wiederherstellen. Wieder und wieder versucht dieser, eine fremdsprachenerfahrene Person mittleren bis spätmittleren Alters (vielleicht ist sie zu alt zum Erlernen dieser Sprache?), ein tröstendes, zumindest aber verständnisvolles Wort im Vorwort zu finden, das auf die Schwierigkeiten hinweist. Dort aber wird erklärt, fast meint man die hämische Freude des Schulbuch-Autors zu spüren, dass die ersten Lesestücke „in anspruchslosem Plauderton“ verfasst sind. Wochen um Wochen taumelt der, wahrscheinlich zu alte, angehende Prüfling von Deponentien zum P.P.P.,<sup>2</sup> vom Ablativus Absolutus zum Participium Coniunctum, stürzt vor dem Gerundivum, wird vom Gerundium helfend gestützt, um schließlich orientierungslos zwischen den semantischen und syntaktischen Funktionen des Ablativs zu stranden.

In diesem Zustand der Hoffnungslosigkeit ist das Schülergehirn gewillt, sich Unterstützung in der Geschichte zu suchen. Gezielt wird bei weiblichen aber gebildeten Minderheiten gesucht (auch sie werden es schwer gehabt haben) und gefunden werden schriftstellernde Frauen der Aufklärung.

In England entsteht Mitte des 18. Jahrhunderts ein Zirkel, dessen Mitglieder dem Namen nach blaustrümpfig zu ihren Treffen erscheinen. Diese Vorstellung ist übrigens ein Irrtum, denn nur ein Mann in diesem Kreis, BENJAMIN STILLINGFLEET, hat statt der festlichen weißen Seidenstrümpfe, die alltäglichen blauen Baumwollstrümpfe getragen.<sup>3</sup> Hier kamen also eher andersfarbige

Strümpfe und ihre gelehrten Trägerinnen zusammen, die an der Literatur im weitesten Sinne Interesse hatten. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Frauen, noch ausgeschlossen vom akademischen Betrieb, nur vereinzelt die Sprache des männlichen Geschlechts – Latein – beherrschten. Umso erstaunlicher ist jedoch ein Zeitungsartikel von J. C. HÜTTNER<sup>4</sup> aus dem Jahr 1801 über den weiblichen Bildungsstand: „... Viele Londonerinnen erhalten seit ungefähr dreißig Jahren einen Unterricht, den man in Teutschland geradezu pedantisch schelten würde. Lateinisch ist bei ihnen sehr gewöhnlich und vielleicht kann niemand erträglich Englisch schreiben, der nicht eine gewisse Kenntniß des Lateinischen besitzt ... Man sieht die Londonerinnen nicht selten über Euclides, mit dessen Elementen in England der mathematische Unterricht allezeit anhebt. In Walters physischen Vorlesungen sieht man allezeit so viele Damen als Herren. ...“. Hier in England ist also eine aufmunternde und lebhaftere Entwicklung sichtbar. Im Literaturbetrieb der deutschsprachigen Länder sollte man sich vorerst mit der Gottschedin zufrieden geben, wenn man nicht zu viel Zeit zum Suchen zur Verfügung hat. Dem „geneigten Leser“ teilt DOROTHEA HENRIETTE VON RUNCKEL im Vorbericht des Briefbandes ihrer Freundin mit, daß LOUISE ADELGUNDE nach ihrer Heirat die „Unentbehrlichkeit der lateinischen Sprache“ einsah und „viel Fleiß und Mühe“ zur Erlernung aufwendete.<sup>5</sup> Sogar der Name des Lehrers ist bekannt. Es handelt sich um Herrn Professor SCHWABE, ein Schüler von JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, dessen Lob auf den „scharfsinnigen Geist“ seiner Schülerin auch hier genannt sein soll. Nach welcher Methode sie unterrichtet worden ist, ist leider nicht offensichtlich.

Bereits 1658 hat COMENIUS das berühmte Bilderbuch „*Orbis sensualium pictus*“ für Kinder verfasst. Er empfahl darüber hinaus, Latein durch Sprechen zu erlernen.<sup>6</sup> GOETHE jedenfalls schreibt in „Dichtung und Wahrheit“, dass er recht unkonventionell „nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff“<sup>7</sup> gelernt hat und er bereits als Kind die ersten Bücher von OVIDS Metamorphosen „flüssig studierte“.<sup>8</sup> WIELAND hingegen ist nach der „Halle’schen Methode“<sup>9</sup> unterrichtet worden. Mit sieben bzw. acht Jahren

soll er „mit Vergnügen“ CORNELIUS NEPOS gelesen haben.<sup>10</sup>

Der ehemalige Anfänger fragt sich heute, ob der Prozess des Lernens hätte abgekürzt werden können, wenn er methodisch anders gelernt hätte. Würde er inzwischen die rhythmischen Versfüßchen der ovidischen Hexameter gekonnter zu einer Form zusammenfügen?, sich genussvoller an dem sich an Europa heranspielenden Stier erfreuen?, zügiger die Verfolgung von Daphne durch Apollo beobachten können? Unsicher ist er in der Beantwortung der Frage, ob PETER NEEDHAM, der lateinische Übersetzer von „*Harry Potter et Philosophi Lapis*“, die „Methode Comenius“ hat erfolgreich weitertragen können? Und Asterix und Obelix? Der Lateinlehrer jedenfalls, auch eine Art verehrungswürdiger Druide, der von dem Schüler kontaktiert wurde in der Phase hoffnungsloser Desorientierung, hat durch eine wirksame Mischung seines Zaubertranks (vermutlich ohne Mistel) das bedauernswerte Geschöpf sicher auf dem Gang durch den tiefen gallischen Wald mit all seinen Gefahren gelotst.<sup>11</sup> Ein Lehrer mit Überblick ist sicherlich ein entscheidendes Element beim Zusammenspiel aller Teile. DOROTHY SAYERS,<sup>12</sup> Schriftstellerin und Konkurrentin von AGATHA CHRISTIE, hat einen Text über ihre Lateinerziehung, die mit ihrem siebten Jahr begann und während ihres Studiums in Oxford endete, geschrieben.<sup>13</sup> Das hört sich nach einer glatt verlaufenden Lateinkarriere an, aber der Titel deutet bereits einen „Defect“ an. Die Autorin gesteht, dass sie nie einen lateinischen Text flink, also hintereinanderweg, zu lesen und natürlich zu verstehen in der Lage war. Hier atmet der nicht-fließend lesende Lateiner auf und sieht sich doch noch in einer Reihe mit den Oxford-Studenten. Aus der Erleichterung wird Heiterkeit, als Dorothy Sayers im „*Summary*“, neben vielen konstruktiven Vorschlägen, dazu aufruft, „den faden Cicero“ zugunsten von Vergil u. a. aus dem Fenster zu werfen ... Aber mit einem Fenstersturz von Cicero nach cervantes’scher Art soll dieser Text nicht enden. Ein Ritterspiel von SHAKESPEARE soll dies übernehmen und, *in hac spe*, kann der Lateinschüler die Wirrnisse bestehen und unter Umständen etwas ähnlich Schönes wie Thaisa’s Hand ersehnen.

(...

Simonides: Was hat der vierte?

Thaisa: Die Fackel brennend, aber umgekehrt;

Das Wort: *quod me alit, me extinguit*.

Simonides: Besagt, daß Schönheit hat die doppelte

Macht, Daß sie ertötet wie in Flammen facht.

(Der fünfte Ritter geht vorüber)

Thaisa: Der fünfte, eine Hand umhüllt mit

Wolken, | Die Gold hält und auf dem

Probstein prüft; | Der Wahlspruch: *sic*

*spectanda fides*.

(Der sechste Ritter geht vorüber)

Simonides: Das sechst' und letzte, das der Ritter  
selbst | Dir hält mit so adligen Gebärden?

Thaisa: Er scheint ein Fremder, und sein Bildnis  
ist | Ein welker Zweig, nur an der Spitze grün,  
| Der Spruch: *in hac spe vivo*.

Simonides: Sehr schön erdacht! | Er hofft, es soll  
durch dich sein Glück von neuem | Aus seinem  
armen Zustand auferblühn. ...) <sup>14</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Hier beziehe ich mich auf einen Satz von Humboldt: „Auch Griechisch gelernt zu haben könnte auf diese Weise dem Tischler ebenso wenig unnütz seyn, als Tische zu machen dem Gelehrten.“, zitiert von Stroh, Wilfried; Latein ist tot, es lebe Latein! Berlin, 2008, S.262.
- 2) P.P.P. = Partizip Perfekt Passiv.
- 3) Schabert, Ina; Englische Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung. Stuttgart, 1997, S. 217.
- 4) London und Paris. 1798-1815, 17. Band, Weimar, 1801, S.27-32, Autor: J.C. Hüttner [d.i. Johann Christian Hüttner, 1766-1847].
- 5) Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus. [Hrsg. von Dorothea Henriette von Runckel], Dresden, 1771.
- 6) Stroh, Wilfried; Latein ist tot, es lebe Latein! Berlin, 2008, S.247.
- 7) Johann Wolfgang von Goethe; Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil, 6. Buch, S.239, in: Hamburger Ausgabe, München, 1982.
- 8) Johann Wolfgang von Goethe; Dichtung und Wahrheit. Erster Teil, 1. Buch, S.35, in: Hamburger Ausgabe, München, 1982.
- 9) August Hermann Francke (1663-1727), Bedeutung durch die Franckeschen Stiftungen zu Halle an der Saale, in denen im Bereich des Erziehungs- und Unterrichtswesens neue Methoden zur Anwendung kamen, bzw. entwickelt wurden. Für das Pädagogium und die Lateinische Schule gründete Francke 1707 zusätzlich ein besonderes „Seminarium selectum praeceptorum“, dessen Lehr- und Lernmethode offiziell von der von C. Martin Wieland besuchten Schule in Klosterberge bei Magdeburg übernommen wurde und der Vorbereitung zum Lateinstudium an den protestantischen Universitäten diente. aus: Sengle, Friedrich; Wieland. Stuttgart, 1949; Meyers Konversationslexikon, 1895.
- 10) Sengle, Friedrich; Wieland. Stuttgart, 1949, S.18.
- 11) Hier wird Bezug genommen auf den Untertitel des Lehrbuches, das die schwierige Situation des Lernenden mit Verständnis begleitet: Per Aspera ad Astra [Über rauhe Wege zu den Sternen]. Glaesser, Roland; Wege zu Cicero. Heidelberg, 2012.
- 12) Dorothy Sayers, geboren 1893 in Oxford, gestorben 1957 in Witham, hat auch gerne in ihren Kriminalromanen ihren affektierten aber außerordentlich gebildeten Hobbydetektiv Lord Peter Wimsey lateinische Zeilen zitieren lassen.
- 13) “The Greatest Single Defect of My Own Latin Education”, *memoriapress.com*, 2013.
- 14) William Shakespeare; Poetische Werke, Perikles Fürst von Tyrus, übersetzt von Ludwig Tieck, [hier in der 3. Szene, im engl. Original in der 2. Szene], Frankfurt a. M., 1964, S. 432.

NANNA SEUSS, Niddatal-Assenheim



**Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31b, 55411 Bingen

Manfred G l o c k , StD i. R., Mathildenstr. 13, 87600 Kaufbeuren, *m.e.glock@web.de*

Klaus L a n g e n f e l d , OstR a. D., Auestr. 25, 23701 Eutin, *klaus\_langenfeld@web.de*

Friedgar L ö b k e r , Fachleiter für Latein und Griechisch, Studienseminar Leer, 26 789 Leer,  
*friedgar@loebker-online.de*

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Prof. Dr. Gesine M a n u w a l d , Department of Greek and Latin, University College London,  
Gower Street, London WC1E 6BT, United Kingdom, *g.manuwald@ucl.ac.uk*

Karsten M a y e r , StR i. P., dienstl.: Arnold-Janssen-Gymnasium, Missionshausstraße 50,  
66606 St. Wendel, privat: Oberdorfstraße 30, 66280 Sulzbach,  
Tel. (0 68 97) 56 76 05, *Karsten.Mayer@t-online.de*

Dr. Michael P. S c h m u d e , Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, *m.p.schmude@web.de*

Nanna S e u s s , Dipl. Design. (Buchkunst), Nieder-Wöllstädter Str.18, 61194 Niddatal-Assenheim,  
*fraeulein.jaeger@t-online.de*

Dr. Thorsten S i n d e r m a n n , z. Z. Studienreferendar am Görres-Gymnasium in Düsseldorf  
(Philosophie und Griechisch), Kirchstr. 41, 40227 Düsseldorf,  
*th.sindermann@gmail.com*

Ursula W e g e r , OstD'n i. K., Gymnasium der Schulstiftung Seligenthal, Bismarckplatz 14,  
84034 Landshut, *gymnasium@seligenthal.de*

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Prof. Dr. Klaus W e s t p h a l e n , Alpenstr. 2b, 82467 Garmisch-Partenkirchen,  
*KWestphalen@t-online.de*

Sebastian W i n k e l s t r ä t e r , B.A. (Deutsch und Latein), z. Z. stud. HK am Lehrstuhl für  
Germanistische Mediävistik der Univ. Bonn, Lennéstr. 8, 53113 Bonn,  
*s5sewink@uni-bonn.de*

**FORUM CLASSICUM im Internet**

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV ([www.altphilologenverband.de](http://www.altphilologenverband.de)) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

**Bitte an die Verfasser von Rezensionen**

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

**Wichtiger Hinweis:** Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

## DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

### Adressen der Landesvorsitzenden

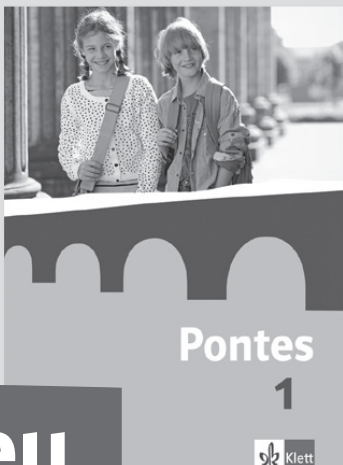
- 1. Baden-Württemberg**  
StD Dr. Helmut Meißner  
Hubstraße 16  
69190 Walldorf  
*hmeissner@gmx.de*
- 2. Bayern**  
StD Harald Kloiber  
Pfalzgrafenstr. 1e  
93128 Regenstauf (Oberpfalz)  
Tel.: (0 94 02) 76 52  
*harald.kloiber@t-online.de*
- 3. Berlin und Brandenburg**  
Prof. Dr. Stefan Kipf  
Murtener Str. 5E  
12205 Berlin  
Tel.: (0 30) 20 93 - 22 56  
*stefan.kipf@staff.hu-berlin.de*
- 4. Bremen**  
Imke Tschöpe  
Rackelskamp 12  
28777 Bremen  
*tschoepe@nord-com.net*
- 5. Hamburg**  
OStRin Ellen Pfohl  
Baron-Voght-Str. 187  
22607 Hamburg  
Tel.: (0 40) 82 01 32  
*pfohl.rudolf@freenet.de*
- 6. Hessen**  
StDin Christa Palmié  
Hünsteinstr. 16  
34225 Baunatal  
Tel.: (0 56 01) 96 50 66  
*chr.palmie@t-online.de*
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**  
Christoph Roettig  
Slüterufer. 15  
19053 Schwerin  
Tel.: (03 85) 73 45 78  
*ac.roettig@arcor.de*
- 8. Niedersachsen**  
StD Burghard Gieseler  
Elritzenweg 35  
26127 Oldenburg  
Tel.: (04 41) 60 01 736  
*www.NAVonline.de*
- 9. Nordrhein-Westfalen**  
StD Dr. Nikolaus Mantel  
Graf-Spee-Str. 22  
45133 Essen  
Tel. (02 01) 42 09 68  
*nikolausmantel@web.de*
- 10. Rheinland-Pfalz**  
Prof. Dr. Tamara Choitz  
Karthäuserhofweg 20  
56075 Koblenz  
Tel. (02 61) 5 56 13  
*tamara.choitz@googlemail.com*
- 11. Saarland**  
StR'in Christiane Siewert  
Sulzbachtalstr. 194  
66280 Sulzbach  
Tel. (0 68 97) 6 45 51  
*christianesiewert@gmx.de*
- 12. Sachsen**  
Dieter Meyer  
Arltstr. 8  
01189 Dresden  
Tel.: (03 51) 3 10 27 61  
*ud-mey-dd@t-online.de*
- 13. Sachsen-Anhalt**  
Dr. Anne Friedrich  
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)  
Universitätsplatz 12  
06108 Halle/ Saale  
Tel.: (0345) 55 24 010  
*anne.friedrich@altertum.uni-halle.de*
- 14. Schleswig-Holstein**  
OStD Rainer Schöneich  
Kieler Gelehrtenschule  
Feldstr. 19  
24105 Kiel  
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72  
*r.i.schoeneich@t-online.de*
- 15. Thüringen**  
Gerlinde Gillmeister  
Humboldtstraße 7  
07743 Jena  
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90  
*g.gillmeister@web.de*

(Stand: Dezember 2014)



# Pontes

## – das neue Lateinlehrwerk



**Neu**

- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

[www.klett.de/pontes](http://www.klett.de/pontes)

Ernst Klett Verlag,  
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart  
[www.klett.de](http://www.klett.de)

 **Klett**

**B 4044**

Postvertriebsstück  
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verla  
Postfach 1269  
96003 Bamberg

Deutsche Post AG

NEU



## LATEINISCHE GRAMMATIK

Von Clement Utz und Andrea Kammerer  
ISBN 978-3-661-42000-4, ca. € 16,40  
Erscheint im 2. Quartal 2015

Die Grammatik bezieht sich verlässlich auf die Situation des verkürzten Lektüreunterrichts und die Grammatikphänomene, die in den modernen Lehrwerken behandelt werden. Durch Ausrichtung am Basis-Wortschatz, einfache Beispiele und ein übersichtliches Tabellarium zur Formenlehre hat sie die Bedürfnisse heutiger Schüler im Fokus.

Die klare Struktur und differenzierte Anlage der Grammatik ermöglicht den raschen, individuellen Zugriff auf einzelne Themengebiete.



**C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG**

Postfach 12 69 • 96003 Bamberg

Tel. +49 951 16098-200

Fax +49 951 16098-270

service@ccbuchner.de • www.ccbuchner.de